Nr. 24. Monatlich vier Nummern. Berlin, 21. Juni 1875. Preis: Vierteljährlich 2½ Mark. 21. Jahrgang.

Inhalt: Sonntag-Nachmittag in Schwaben. Originalzeichnung von Hofmeister. — Literarische Plaudereien. Von Wilhelm Goldbaum. — Alte Zeiten am Mississippi. Nach Mark Twain von Udo Brachvogel. (Schluß.) — Italienische Straßenmusikanten. Originalzeichnung von Karl Becker. — Eine wackere deutsche Frau in fernem Lande. Von Ernst Freiherrn von Bibra. Illustrirt von H. Knackfuß in Düsseldorf. — Londoner Plaudereien. Von Hugo Kober. — Inserate. — Extra-Beilage: Glasgeräthe für den Speisetisch. II. (Mit Abbildungen.) — Die Mode. Von Veronika von G. — Unsere deutschen Lehrerinnen und ihre Altersversorgung. Von W. Weyergang. — Auflösung des Rebus Seite 185. — Correspondenz.

Sonntag-Nachmittag in Schwaben.

Zwar hatte der Kalender den Frühling längst angekündigt, aber der Winter war dies Jahr ungewöhnlich zähe gewesen und besonders am Fuße der rauhen Alp duftete der schmelzende Schnee von den Wiesenhügeln eine Eisluft aus, die sogar den nicht sehr empfindlichen Schwabenmädchen die stumpfen Näschen rosenroth färbte und den Bauer antrieb, seinen Ulmer Pfeifenkopf tüchtig im Brand zu halten, um etwas Warmes unter der Nase zu haben. Ein zu früh jubilirendes Rothkehlchen sprang von Ast zu Ast und besang die Sonnenstrahlen, welche allerdings an windgeschützten Stellen schon warm schienen, es besang auch den Sonntag, der ihm vergönnte, ungestört auf den Feldern und Wiesen zu picken, denn so viel wußte das Vögelchen doch, wenn die Glocken so lange von dem spitzen Thurm erklangen, dann lagen die Felder ruhig da, und die Menschen blieben im Dorfe. Dort sah es heute auch hübscher aus, als an Wochentagen, und besonders heut Nachmittag zeigte die sonst so arbeiterfüllte Gasse eine saubere Sonntagsmiene. Vor den Häusern war gefegt und röthlich-gelber Sand gestreut, die Ackergeräthschaften hingen an Nägeln oder waren gegen die Wände gelehnt, und auf dem Straßendamm gingen Arm durch Arm geschoben Ketten von Mädchen spazieren mit dicken Zöpfen und frischen Augen. Auf der Kirchhofsmauer saßen die Bursche, die silberbeschlagene Ulmerpfeife im Munde und die Pelzkappe auf den kurzgeschorenen runden Köpfen; auch die Gänse betrugen sich heut sonntäglich anständiger, sie standen in den Ecken und Winkeln still und dachten nach mit dem Gedankenvorrath, den ihnen eine allgütige Natur verliehen. Aus den Schornsteinen der Häuser erhob sich bläulicher Rauch, denn in den Küchen wurden Eierspätzle geröstet und Kaffee gekocht, durch die Fenster erschallte Kinderlachen und hie und da Zitherklänge, und um den schweren Eichentisch waren die Leute von „bestandenem Alter" versammelt. Da saß der Schwiegervater mit halboffener Kugelknopfweste und rauchte, da säumte die nie rastende Hausfrau „Sacktücher" zum Gebrauch für die Nase ihres Eheherrn, des stets heiteren Grünbuhlbauers, der den „Schiller" (halbrother Wein) neben sich, Ländler auf der Zither spielte, was er in Ulm als leichter Cavallerist gelernt, dazu tanzten seine beiden Mädchen, nachdem sie die schweren Lederschuhe ausgezogen, und diese herzbewegende Macht der Musik benutzte der Sepp, die Magd aus der Stube hinaus auf die Gasse zu locken, wo er ungestört ein Wort mit ihr reden wollte, während seinem Bäsle, dem stillen Liesle, der lebenslustige Ländler eine Teufelsmusik schien, die ihren Sepp zu dem „nichtsnutzigen" Kätterle führte. So steht neben der Freude und der Lust, neben dem heiteren sonntäglichen Frieden auch der Kummer und die Leidenschaft selbst in dem stillen schwäbischen Dörfchen an der stillen einsamen rauhen Alp.

H. Bernet.

Literarische Plaudereien.

Brieffragmente an eine Polin.

.... Warum in aller Welt, fragen Sie, ich bei der Rechtfertigung der politischen Poesie mich nicht zu einem ein-

Sonntag-Nachmittag in Schwaben. Originalzeichnung von Hofmeister.

zigen Citate aus der polnischen Dichtung verstanden habe, die ja ausgemachtermaßen fast gänzlich auf das Politische gestellt sei? . . Ich verstehe. Sie wollen mir bedeuten, daß in „Briefen an eine Polin“ Courtoisie nicht minder, als Tendenz eine gewisse Rücksichtnahme auf die polnische Literatur gebieten. Und Sie haben Recht. Damit Sie aber an meine Reue und auch ein wenig an meine Besserung glauben, will ich allsogleich das Versäumte nachholen und aus dem schönen Gedichte Constantin Gaszynski's „Die drei Sterne“ eine Strophe hierhersetzen, welche ich noch dazu selbst zu übertragen versucht habe; sie lautet:

Der dritte Stern ist jene heil'ge Stätte,
Der von der Wiege bis zum Todtenbette
Wir freudig unser Leben weihn.
Wer nicht für's Vaterland die Laute führet
Umsonst, daß er der Laute Saiten rühret,
Er ist und wird kein Dichter sein . . .

Und nun hoffe ich zuversichtlich, daß Sie mir meine Vergeßlichkeit verziehen haben. Ja ich vermuthe, daß Sie von jetzt ab mir manche Unterlassung stillschweigend nachsehen werden, denn eine Polin in der Fremde duldet ja Alles, wenn man nur ihre Sprache mit ihr redet und ihre patriotischen Empfindungen respectirt. Ich bedarf dieses Absolutoriums, denn ich muß Sie durch manche unwirthliche Strecke führen, wenn Sie denn schon einmal meines Geleits durch die deutsche Literatur sich bedienen wollen, und man soll ja nach Heinrich Heine mit einer Polin bekanntlich nur durch sonnenhelle Blumenthäler wandeln.

Da ist gleich das leidige Wort selber, das so viele Menschen ein Dutzendmal täglich im Munde führen, ohne zu wissen, was es denn eigentlich bedeute . . Ja, was ist Literatur? . . Im Vertrauen, meine Freundin, die Gelehrten selber sind darüber nicht einig. Sie lächeln. Jeder Backfisch weiß das, wollen Sie sagen. Und doch zerbrechen sich die Sprachphilosophen darüber ihre Köpfe; wenn ich nicht irre, hat sogar der sehr berühmte Berliner Professor Steinthal vor nicht zu langer Zeit in seinem Journal für Völkerpsychologie eingeräumt, daß er außer Stande sei, den Begriff Literatur so unanfechtbar zu definiren, daß ein für allemal kein Widerspruch dagegen möglich wäre. Und wenn es nur der Begriff allein wäre! Aber schon die Orthographie des Wortes Literatur ist eine unsichere. Die Einen schreiben es mit „t“, die Anderen mit „tt“ — wer hat Recht? Beide, wenn man dem Worte eben von der Sprache aus beizukommen sucht. Es stammt von der lateinischen Vocabel „lit(tt)erae“ (Buchstaben) und würde sonach ursprünglich alles Geschriebene in sich umfassen. Aber sehr bald nimmt es die Bedeutung „Wissenschaft“ an, und ein weiterer Schritt ist, es enger als „schöne Wissenschaft“ zu nehmen, wie der Homo literatus — unser „Literat“ — schon bei dem alten Cicero einen „gebildeten“ Menschen, speciell einen solchen bezeichnet, der ohne amtlichen Beruf und ungestört seinen Neigungen lebend sich vorwiegend „schönwissenschaftlich“ beschäftigt, ein „homme de lettres“ und zwar der „belles lettres“, mit Einem Worte: ein Belletrist.

Damit ist aber wenig gethan. Man muß schon ziemlich unerschrocken von den Philosophen ihre schwerflüssige Art der Rede entleihen, wenn man nach Begriffsbestimmungen Sehnsucht trägt. Hören wir also die Erklärung Karl Gödeke's, des gewissenhaften Literaturforschers; er sagt in schmuckloser Weise: „Literatur ist die im Wort lebendig gewordene geistige Entwickelung der Völker. Sie begreift nicht allein das geschriebene, sondern auch das lebendige Wort, das durch seine Form aus dem Eigenthum des Einzelnen in das Eigenthum größerer Kreise übergegangen ist.“ Wie das? fragen Sie. So wäre jedes bedeutsame Wort, das irgend eine historische Person einmal gesprochen hat, und das im Gedächtnisse größerer Kreise hängen geblieben ist, Literatur? Allerdings, meine Freundin.

Das Sprichwort, das schon der Judenkönig Salomo „die Weisheit auf der Gasse“ nannte, gehört in die Literatur, nicht wahr? Es ist plötzlich da; woher es kam, das weiß Niemand und Keiner kennt seinen Verfasser; dennoch ist es ein Theil des ureigensten Gedankenschatzes des Volkes, bildet es einen fruchtschweren Zweig seines geistigen Lebens, die sagesse du peuple, die morale des nations. Wir Deutschen besitzen noch aus dem dreizehnten Jahrhundert eine reiche Sprichwörtersammlung: „Die Bescheidenheit des Freidank“, deren Verfasser oder Sammler bis zum heutigen Tage nicht nachzuweisen ist.

Umgekehrt hat das Citat — das „geflügelte Wort“ — für welches die Franzosen die mehr geistreichen, als wahren Prädicate: l'esprit des autres und l'esprit de ceux qui n'en ont pas erfunden haben — das Citat also hat seinen ganzen Taufschein bei sich; wir kennen seinen Verfasser und Ort wie Zeit seines Entstehens; es hat ein kleineres und wohl auch feineres Publicum. Aber da es mit dessen Geistesleben innig verwachsen ist, so gehört es zweifellos in die Literatur, der es halb und halb erst durch Georg Büchmann erobert worden ist.

Das Volkslied hinwiederum entsteht wie das Sprichwort geheimnißvoll aus der Mitte des Volkes heraus, und sein Ursprung weist in die geheimsten Werkstätten nationalen Lebens zurück. Wer hat's gedichtet? . . Wer die Melodie dazu erfunden? . . Niemand weiß es zu sagen. Einer hat's gesungen, der Andere hat's von ihm gelernt und singt es aus dem Gedächtnisse nach, und so verbreitet es sich von Mund zu Munde, gleichgiltig gegen die Ehre, gedruckt oder aufgeschrieben zu werden. Gehört es deswegen nicht in den Literaturschatz? Im Gegentheil! Wenn Sie in den tiefsten Schacht des nationalen Lebens hinabsteigen wollen, so müssen Sie das Volk belauschen, auf dem Rain und bei der Mahd, im Wald, auf dem Jahrmarkt, am Brunnen. Da vernehmen Sie die Weisen, die der Volksgeist dichtet, und die nur ein Genius wie Goethe oder Heine aus der Tiefe heraufheben, in künstlerische Gewandung legen kann. Ich mag es mir nicht versagen, Sie an die treffliche Ballade „Der Dudelsackpfeifer“ von ihrem edeln Adam Mickiewicz zu erinnern, die so meisterhaft die geheimnißvolle Art und Weise schildert, wie das Volkslied durch die Lande wandelt. Der „Dudelsackpfeifer“ ist ein Stück polnisches Volksinventarium; er trägt die weichen Lieder, die er von Anderen gehört hat, von Ort zu Ort.

Ich ziehe den Niemen, den Niemen entlang
Von einem Dörfchen zum andern;
Durch Wald und Busch und Wiesenhang
Laß ich mein Liedchen wandern.

Sang's Einer zu Haus einst, im Dorfe zu Haus.
Wer? . Wann? . Deß erinnert sich Keiner.

Ja, es gehört so unvermeidlich zu dem Charakter des Volksliedes, daß sein Verfasser unbekannt sei, daß man sich bemühte, Heine's „Lorelei“ auf eine alte Rheinsage zurückzuführen, weil man sich nicht bereden konnte, daß einem Kunstpoeten eine solche Annäherung an die Volksweise möglich wäre. Es war vergebens; die Sage von dem Felsen — lay — und der schönen Zauberin — lore — war nirgends aufzufinden; der Stoff fand sich schon bei den Romantikern, allein ihn volksthümlich zu erfassen und gleichsam wie abgelauscht dem Genius des Volkes poetisch zu gestalten, das war eben nur einem „Liebling der Grazien“ vergönnt.

Im alten Hellas ziehen Rhapsoden — stellen Sie sich darunter Ihren polnischen „Dudelsackpfeifer“ in edlerer Form vor — von Ort zu Ort; vor jeder Schmiede, an jedem Brunnen machen sie Halt, stimmen ihre Lyra und singen oder declamiren vor dem lauschenden Volke ihre Lieder von den Helden der Nation. Sind sie selbst die Poeten oder haben sie ihre Gesänge von Anderen überkommen? . . In das Dämmerdunkel der Volksseele reicht kein Gedächtniß zurück. Man weiß es nicht, und der Hörer, der bei der Arbeit stille hält, fragt auch gar nicht um den Dichter, bis ein hochgebildeter Fürst vier Jahrhunderte nach ihrer muthmaßlichen Entstehung die Rhapsodien sammeln und ihnen den Autornamen „Homeros“, der aber lediglich Sammler bedeutet, auf die Stirne setzen läßt. So entstehen die homerischen Epen, der Fundamentalschatz der hellenischen Dichtung, und sie gehen bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unbestritten als die Kunstschöpfungen eines einzigen „blinden“ Sängers, bis das feine Ohr des großen Philologen Friedrich August Wolf ihnen das Geheimniß ablauscht, daß nicht ein einziger Sterblicher, sondern ein ganzes Volk an ihnen gearbeitet hat, und daß Homer, der von sieben Städten Beanspruchte, nie gelebt hat, außer in der Seele des gesammten hellenischen Volkes.

Durch die deutschen Lande wandern die kreuz und quer im elften und zwölften Jahrhundert fahrende Sänger und Spielleute; sie „singen und sagen“ von den heldenhaften Recken der Völkerwanderung und den racheglühenden Weibern Kriemhild und Brunhild. Sie haben keinen Rapport unter einander; der Eine trägt hier, der Andere dort seine Lieder zu Markte, bis endlich — vielleicht um das Jahr 1140 — ein literarischer Kenner die Fragmente zusammenfaßt zu einem geordneten, straff in einander gefügten Ganzen. So entsteht das großartigste Denkmal deutscher Poesie, das Lied von der Nibelungen Noth. . Wer ist der Dichter? . . Die Forschung späht und späht, aber schließlich bekennt sie: das hat kein Sterblicher gemacht, sondern der unsterbliche Volksgeist; solch ein gigantisches Werk schafft nicht ein einziges Menschenleben, sondern nur der Jahrhunderte unermeßliche Schöpferkraft.

In aufgeregten Zeiten erscheinen unmittelbar und plötzlich unter dem Volke die sogenannten Flugblätter in Vers und Prosa, deren Verfasser sich aus meist erklärlichen Gründen nicht nennen. Sie bilden ebenfalls ein berechtigtes Stück Literatur und besitzen oft einen sehr erheblichen Werth, vornehmlich für den Culturhistoriker. In keiner Literaturgeschichte darf ihnen ein Platz versagt werden. Wir Deutschen haben aus dem 15., 16. und 17. Jahrhundert einen unerschöpflichen Reichthum an solchen fliegenden Blättern, auf denen die momentanen Regungen des Volkes, der Jugend, der Handwerksburschen, der Landleute und „Reuter“ für spätere Zeiten festgehalten wurden. Die Druckereien zu Nürnberg, Augsburg, Basel und Lübeck machten an dem Verlage dieser anonymen Flugblätter die besten Geschäfte.

Und gehöre ich nicht etwa in die Literatur? ruft uns der allezeit bereite Spaßmacher Till Eulenspiegel zu. Ei freilich, Du biederer, lustiger Bursche, Du hast ja den ganzen bunten Maskenzug von Schwänken und Fastnachtsspäßen angeführt mit ausgelassenem Humor und burlesker Grazie! Du hast freilich körperlich niemals existirt, Du Schelm, sondern nur Deinen Namen hergegeben für die wilde, lachende Laune Deines Heerbanns. Ein kneitlinger Bauer seist Du gewesen, sagen sie. Vielleicht — vielleicht auch nicht. Jedenfalls mußtest Du es Dir gefallen lassen, daß wandernde Handwerksbursche und sonstige „Landstörzer“ ihre eigenen losen Streiche auf Deine breiten Schultern abwälzten. Und wie es Dir erging, so begegnete es einer ganzen Armee von weisen Narren, die nun als Lustigmacher durch die Unsterblichkeit pilgern, vorn an der Kahlenberger Pfaff und Peter Leu, Marcolph und der Neydhard, der Finkenritter und wie die unfreiwilligen Witzbolde sonst noch heißen, welche so hübsch in drollige Büchelchen sich einfangen ließen, denen schon griesgrämige Zeitgenossen den abscheulich-boshaften Schimpfnamen „Schnudelbücher“ beilegten.

Dies Alles, vorausgesetzt, daß es seiner Form nach unter einen ästhetischen Gesichtspunkt gebracht werden kann, gehört zur Literatur, gleichviel, ob es vermittelst der Schrift und des Druckes oder vermöge des bloßen Gedächtnisses über die Nation sich verbreitet und in derselben sich erhalten hat. Es nach der Zeitfolge darzustellen und nach dem Inhalte zu beurtheilen, ist die Sache der Literaturgeschichte. Nur wo die Möglichkeit ästhetischer Beurtheilung gebricht, da gibt es keinen Anspruch auf die Beachtung des Literaturhistorikers.

Sie schütteln Ihr Köpfchen, meine Freundin, und wollen an die Unfehlbarkeit nicht glauben, welche mit untrüglicher Sicherheit sagen kann: das ist ästhetisch zu bemessen und dies nicht! Und die Posse? fragen Sie, — wie steht's mit der Posse? Das ist freilich eine schwierige Interpellation. Die älteren unter unseren Literarhistorikern hatten der Posse allerdings beharrlich einen Platz in der Dichtungsgeschichte verweigert, weil dieselbe nach ihrer Meinung nicht als eine freie Schöpfung des productiven Geistes, sondern als ein Erzeugniß reflectirender Ironie betrachtet werden sollte und sich überdies zwanglos über alle Formen und Formeln von Aesthetik und Poetik souverän hinwegsetzte. Das war aber die purste Pedanterei. Mit dem nämlichen Rechte, wie die alten Schwänke und Fastnachtsspiele, gehört auch die moderne Posse zum Schriftthume der Nation; ich möchte wohl den Geschichtsschreiber des heutigen deutschen Geisteslebens sehen, der Ferdinand Raimund und David Kalisch mit Stillschweigen zu übergehen wagte.

Sie sind, meine Freundin, von diesen Bemerkungen nur halb befriedigt; es schwebt auf Ihren Lippen eine ungeduldige Frage. Sie lautet: wie kann man einer Polin ganze Seiten über den Begriff und das Inventarium der Literatur vorschwatzen, ohne ihr zu sagen, was „Nationalliteratur“ ist? Und dabei recitiren Sie halb mit Stolz und halb mit zitternder Wehmuth die Strophe Ihres Dichters:

Kennst Du das Land? . . . Wenn's seine Söhne ruft,
Stößt fort sein Weib der Mann, sein Lieb der Knabe
Stolz weist die Narb' der Greis am Rand der Gruft,
Des Kampfes Hoffnung ist des Jünglings Labe.
Und jedes Denkmal von der Väter Ruhm,
Lorbeerbekränzt, erzählt von hohen Ehren;
Das Land — ob fluchend fremdem Herrscherthum —
Im Geiste stark und flink, sich zu bewähren?
Du Paradies,
Das ich verließ,
Die Thräne fließt Dir täglich;
Noch einmal nur
Auf Deiner Flur
Zu wandeln — Wonn' unsäglich!

Ich habe diese Feuersgluth erwartet. Wofür wären Sie eine Polin? Aber für unsere Zwecke müssen Sie dennoch stille halten, denn es bedarf ernster Erwägung, wenn man dem Begriffe des Nationalen in der Literatur nahe kommen will.

Was ist Nation? . . . was Nationalität? . . . was Volkscharakter? . . . „Man kann sein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt werden, und es nie gewußt haben; aber man muß dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Mailieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume, und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze. Man liebt das Vaterland wie Einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen.“ Ja, so ist es, meine Freundin. Wir lieben im Leben Vieles, die Eltern, das Weib — die tiefste Liebe aber wenden wir dem Vaterlande zu. Unsere Eltern, unser Mädchen können wir verlassen und wir gewöhnen uns allmälig an ihren Verlust; unser Vaterland aber geben wir in der fernsten Ferne nicht auf; immer wieder schweifen unsere Gedanken mächtig zu ihm zurück, und das Heimweh macht uns in der Fremde siech und krank. Warum? Weil die Vaterlandsliebe unsere erste Liebe ist. Denken Sie sich nun ein ganzes Volk von dieser Liebe ergriffen, denken Sie sich sein Bestreben, den geliebten Boden festzuhalten sammt allen leisesten Beziehungen, welche beide mit einander verknüpfen, und Sie haben den Inhalt der nationalen Empfindung erfaßt. Von da aus zur Nationalliteratur ist nur noch Ein Schritt. Alle Schriften und Geistesdenkmale, welche von diesem Bestreben erfüllt, von ihm in Form, Gedanken und Empfindung durchdrungen sind, bilden das nationale Schriftthum eines Volkes. Bei dem einen Volke ist der nationale Gedanke früher, bei dem anderen später in dem Schriftthum zum Ausdrucke gekommen; wir Deutschen sind uns seiner wohl schon an die tausend Jahre bewußt, denn schon im elften Säculum besitzen wir die Worte „faterlant“ und „fatarheim“.

Ueber die Maßen schwierig aber ist es, der Nationalliteratur ihre Grenzen zu stecken! Man kommt selten hinter die Geheimnisse in dem Wesen der Einzelmenschen, geschweige denn in demjenigen der Nationen. Vielleicht gelingt es der jungen Wissenschaft der Völkerpsychologie, das Mysterium der Volksseele zu ergründen. Da sind politische Vorurtheile und doctrinäre Befangenheit, Zu- und Abneigungen, welche uns das Bild entweder zur Caricatur verzerren oder zum Ideal verklären. Wie widersprechend fallen diese sogenannten „Skizzen aus dem Völkerleben“ aus, je nachdem der Zeichner ein Bogumil Goltz oder ein Livingstone ist. „Cuvier“ — sagt Arthur Schopenhauer — „hatte einen ganz anderen Begriff von einer Katze, als sein Diener.“ Nur wer frei ist von jeder Anwandlung historischer Einseitigkeit, der darf hoffen, die Wurzeln zu erspähen, in denen nationales Leben keimt. In einem der wildesten polnischen Rachelieder neuesten Datums sind diese Wurzeln treffend genug aufgezählt.

Wenn lieblos sie Dein Kleid und Deine Sitten
Zum Spott erniedern und nach Gecken Art
Anstatt der Sprache, drin die Väter litten,
Flunkern im glatten Laut des Boulevard.

Das Kleid . . . die Sitte . . . die Sprache! Nehmen Sie diese drei einem Volke und Sie haben es vernichtet. Es kann eine Weile noch fortsiechen, aber wie ein Gelähmter, der seine Gliedmaßen nicht spürt. Greifen Sie unter Ihren polnischen Poeten diejenigen heraus, welche vor Ihrem Geiste stehen im schnürebesetzten Rock und die kecke Konfederatka auf dem Haupte, mit denen Sie nicht anders glauben sich verständigen zu können, als vermittelst polnischer Laute, deren Auge blitzt und weint von Rachegluth und Trauer zugleich, deren heißer Mund Ihnen mit graziöser Scheu Ihre Schultern küßt — und Sie haben Ihre nationale Dichtung. Doch hiermit ist nur das Wie, aber noch keineswegs das Wo erklärt. Muß das nationale Schriftthum dem Boden entsprungen sein, auf welchem die Nation seßhaft mit ihrer Geschichte und ihren Erinnerungen? Dann wäre zum Exempel das, was Ihre polnischen Dichter im pariser Exile schaffen, was Freiligrath und Kinkel in den Nebeln Albions gesungen, nicht national . . . Sie sträuben sich . . . Das Beste der polnischen Poesie ist an der Seine entstanden; Adam Mickiewicz in der zweiten Hälfte seines Lebens und Julian Slowacki haben in dem modernen Babel ihre andächtigste Zwiesprach mit den Musen gepflogen. Und was bedeutete dann noch das Arndt'sche:

So weit die deutsche Zunge klingt
Und Gott im Himmel Lieder singt?

Nun, auch ich meine, daß man unter Hottentotten leben und doch ein guter Deutscher, ja sogar ein specifisch deutscher Dichter sein könne. Aber welches ist denn nun das räumliche oder richtiger gesagt das quantitative Merkmal des nationalen Schriftthums? Sie zucken die Achsel. Vielleicht, fragen Sie, umfaßt die Nationalliteratur Alles, was in der Sprache eines Volkes geschrieben? So wären August Wilhelm von Schlegel und Alexander von Humboldt, weil sie französisch schrieben, französische Schriftsteller? . . . Sie sehen ein, es ist nicht gleichgiltig, in welcher Sprache ein Buch verfaßt ist; aber wenn Alles, was nicht deutsch geschrieben, mit der deutschen Literatur nichts zu schaffen hat, so gehört doch darum noch lange nicht Alles, was deutsch geschrieben, in die deutsche Nationalliteratur. Ja, ich meine sogar, daß Ihr Adam Mickiewicz mehr als ein nationaler, daß er ein Weltpoet ist, wie Dante, Shakespeare, Goethe, welche nicht einem einzelnen Volke, sondern der gesammten Menschheit angehören. Sie ahnen vielleicht jetzt, was ich mit dem Begriffe des Nationalen in der Literatur verbinde. Béranger ist ein großer französischer Poet, Corneille ein größerer, und doch ist Béranger ein Nationaldichter, Corneille nicht. Goethe ist der größere, Schiller der nationalere Dichter.

Und nun zum Schluß! . . . Hören Sie das Rauschen Ihrer polnischen Wälder, und wie melancholisch die Wellen der Weichsel an das Ufer plätschern? Und weiter hinten . . . erblicken Sie das flimmernde Licht am Saume der Haide und die strohgedeckte, morsche Schenke, wo der Dudelsackpfeifer aufspielt und der flinke Knecht im rasenden Mazurek jubelnd sein Mädchen schwingt, daß die blumige Schürze wie ein Panier mit ihr dahinflattert? . . . Und noch eine Spanne weiter, in der stillen Waldkapelle, da kniet der stolze Schlachtschitz vor dem Muttergottesbilde und gelobt seine Seele dem Vaterlande? . . . Schauen Sie dies Alles im Geiste? . . . So schlagen Sie das erstbeste polnische Gedicht auf und blicken Sie hinein . . . finden Sie es in seinen Strophen, so haben Sie eine nationale Dichtung vor sich, sonst nicht.

Das also ist es: die Nationalliteratur muß ein Spiegel sein, in dem Sie ein Volk mit seinem Weh und seiner Lust, seinen Schicksalen und Hoffnungen, seinen Gewohnheiten und Bräuchen schauen, ja schauen, wie es lebt und liebt und haßt und schläft und trinkt. Die im Worte lebendig gewordene geistige Entwicklung eines Volkes, sofern sie alle diejenigen Eigenschaften reflectirt, durch welche sich dieses Volk von allen übrigen Völkern unterscheidet!

Wir haben heute kaum mehr eine Ahnung davon, wie ein Dichterwerk eine solche nationale Bedeutung haben kann, daß es mehr, als Alles die Zusammengehörigkeit aller Volksstämme fördert. Denken Sie an Homer's Gesänge. Sie waren der Codex, welcher den Hellenen ihre Göttergeschichte gab, das Buch, welches ihnen ihre Bibel, ihren Koran vertrat. Eine schwache Aehnlichkeit findet sich auch noch jetzt bei uns. So wird zum Beispiel in dem losgetrennten Oesterreich stets betont, daß es fort und fort Deutschland angehöre, denn unsere Literatur sei auch die seine.

Wilhelm Goldbaum.

Alte Zeiten auf dem Mississippi.

Nach Mark Twain von **Udo Brachvogel.**

(Schluß.)

Es hatte eine geraume und, wie mir schien, nicht wenig mühselige Zeit zu vergehen, bis ich es endlich dahin gebracht hatte, meinen Kopf mit Inseln, Städten, Banken, Landspitzen u. s. w. vollzupacken, und mich dieses leblosen Ballasts sicher zu fühlen. Es war selbstredend, daß mich dieses Sicherheitsgefühl nicht veranlassen durfte, den Kopf nur ein klein wenig höher zu tragen, als auch Mr. B. es schon für seine Pflicht hielt, mich ihn wieder in entsprechender Weise neigen zu machen. Eines Tages wandte er sich ganz plötzlich mit der Frage zu mir:

„Welche Form hat die Walnußbucht?"

Er hätte mich ebenso gut nach der Ansicht meiner Großmutter über die Protoplasmen-Theorie fragen mögen. Ich dachte eine kleine Weile unter achtungsvollem Schweigen nach und erwiederte dann, es sei mir nicht bewußt, daß die Walnußbucht überhaupt irgend eine Form habe. Mein Pulverfaß von Chef fuhr auf natürlich mit einem Krach, und sofort begann ein Feuern und Schießen, bis er wieder einmal sein ganzes Pulver von Beinamen total verschossen hatte. Indessen, meine Erfahrung mit ihm hatte mich bereits gelehrt, wie groß sein Munitionsvorrath war, und daß ich sicher sein konnte, ihn nach Verbrauch desselben sich alsbald wieder in einen guten alten Patron verwandeln zu sehen. Dieses „alt" ist lediglich als ein Ausfluß von Zuneigung zu nehmen, denn in Wirklichkeit war Mr. B. nicht älter, als vierzig Jahre.

Und wieder begann ich den Fluß zu lernen und aufs neue zu lernen. Es war mir jetzt klar, daß ich mir seine Ufer in jeder Gestalt und in jeder Weise, die nur zu erdenken waren, zu eigen machen mußte — stromaufwärts und stromabwärts, am falschen wie am richtigen Ende, mit seinen wirklichen und seinen scheinbaren Ufern, mit allen Kniffen, Pfiffen und Geheimnissen, sowie in jenen grauen Nebelnächten, in denen er überhaupt keine Gestalt und keine Ufer mehr hatte. Und ich that Alles, was in meinen Kräften stand, dieser Erkenntniß gerecht zu werden, bis ich denn endlich im Laufe der Zeit und mannigfacher Fahrten zwischen New-Orleans und St. Louis meine verzwickte Lection allen Ernstes zu bemeistern anfing, und sich mein Selbstbewußtsein aufs neue mächtig zu regen begann. Aber auch jetzt noch war Mr. B. jeden Augenblick gerüstet, diese Regungen zu unterdrücken und mich schnell wieder in meine alte Demuth und Zerknirschung zurückzustoßen. Eines Tages sagte er zu mir:

„Wie viel Wasser hatten wir auf unserer vorvorigen Reise in der Mitte der Durchfahrt von Hale-in-the-Wall?"

Diese Frage kam mir wie eine Beleidigung vor. Ich entgegnete:

„Bei jeder Fahrt, stromauf- und stromabwärts nimmt der Bootsmann an jener verteufelten Stelle alle Minuten das Maß und schreit es ununterbrochen durch drei Viertelstunden aus. Wie können Sie denken, daß ich einen solchen Berg unnützen Zeuges im Kopfe behalten könnte?"

„Du hast ihn einfach im Kopfe zu behalten, mein Junge. Du hast ganz genau den Platz und den Wasserstand des seichtesten Fahrwassers in allen den zweitausend seichten Stellen zwischen New-Orleans und St. Louis für jede Fahrt zu merken und nicht etwa die Messungen von einer Fahrt mit denen der anderen zu verwechseln, denn es ist kaum denkbar, daß sie je ganz gleich seien. Du mußt das Alles genau und Jedes für sich merken."

Als ich wieder zu mir selbst kam, rief ich aus:

„Wenn ich jemals so weit komme, das fertig zu bringen, so werde ich auch im Stande sein, Todte aufzuerwecken, und dann habe ich nicht mehr nöthig, ein Steuermann zu sein, um meinen Unterhalt zu gewinnen. Ich wünsche dies Geschäft aufzugeben. Ich bin blos ein Mensch und bitte um einen Wassereimer und eine Scheuerbürste, um fortan nur noch als Deckarbeiter zu schaffen. Ich bin zu nichts Besserem geeignet. Ich habe nicht Gehirne genug, um ein Steuermann zu werden. Und wenn ich sie auch hätte, so würde ich doch nicht die Kraft haben, mit ihnen eher mein Ziel zu erreichen, als bis ich auf Krücken gehen würde."

„Schon gut, mein Junge. Wenn ich einmal gesagt habe, ich lehre Jemanden den Fluß, so meine ich auch, was ich gesagt habe. Du kannst Dich drauf verlassen, — ich bringe ihn ihm bei oder bringe ihn um."

Mit einem solchen Menschen war es unmöglich, in logischer Weise zu argumentiren. Ich that daher das Einzige, was ich thun konnte, und begann mein Gedächtniß in einer Weise anzustrengen, daß ich schließlich sogar die seichten Stellen, ihre verschiedenen Wasserstände und die zahllosen Punkte, an denen das Fahrwasser gewechselt werden mußte, in meinen Kopf gepfropft hatte. Aber selbst dann noch mußte ich die Erfahrung machen, daß ich niemals ein Ding sollte ordentlich bemeistern können, ehe sich nicht noch ein zweites, schwierigeres zur gleichen Bemeisterung aufgedrängt hätte. So hatte ich unter Anderm zahllose Male beobachtet, wie die Steuermänner auf das Wasser hinabzuschauen pflegten, genau mit dem Blick von Leuten, die in einem Buch lesen. Auch ich versuchte dies hin und wieder, aber es war für mich ein Buch, welches mir nichts sagte. Endlich kam auch jener Augenblick, da Mr. B. mich für hinlänglich vorangeschritten hielt, um auch der Lection des „Wasserlesens" gewachsen zu sein.

„Siehst Du dort die lange, quer über den Fluß sich ziehende Linie? Das ist ein Fluß-Riff! Und mehr, als das, es ist ein wirkliches, aus Sand und Schlamm bestehendes Riff! Eine solide Sandbank liegt dort unter dem Wasserspiegel, steil aufsteigend wie das spitze Dach eines Hauses. Dicht daneben ist Fahrwasser genug, auf seinem Kamm dagegen nur verwünscht wenig davon. Würdest Du auf diesen letzteren auffahren, so wäre es einfach um das Boot geschehen. Aber dort weiterhin, wo die Linie in einzelne leichte Striche verläuft und dann ganz aufhört, — siehst Du es? Dort magst Du ohne Furcht mit dem Boot hinhalten und drüber hinweg schießen, ohne irgend Jemand ein Leid zuzufügen."

Und so war es. Ich folgte seiner Anweisung, — denn eben hatte er mir das Rad übergeben und sich als Zuschauer hinter mich gestellt, — und wir kamen glücklich über das Riff hinweg. Aber auch nach dieser Seite hin blieb mir, wie ich nur zu bald einsehen sollte, noch Mancherlei zu lernen, und ich vergesse des Tages nie, da ich aus Furcht, auf ein Riff aufzufahren, das Boot um eines Haares Breite auf das Ufer gesetzt hätte. Mr. B., der mir eine Viertelstunde vorher das Steuerrad übergeben hatte, trat eben im entscheidenden Augenblick wieder in das Steuerhäuschen und fragte mich mit einem Sarkasmus, der mir durch Mark und Bein schnitt:

„Warum gehst Du ans Land, mein Junge? Hat man vom Ufer aus gerufen?"

Ich erröthete und erwiederte, daß man uns nicht angerufen habe.

„Ah, — so war es sicherlich, um Holz einzunehmen. Aber Du solltest damit doch warten, bis der erste Heizer Dir anzeigen würde, daß dies nöthig ist."

Ich biß mir auf die Lippen und sagte, daß es auch nicht geschehen sei, um Holz einzunehmen.

„Wirklich? Ja, aber was hast Du denn sonst hier hart am Lande gesucht? Hast Du je gehört, daß man bei einem Wasserstande wie dieser an ein Ufer wie dieses auf hundert Ellen, geschweige denn auf zehn Fuß herangeht?"

„Nein, Herr — und ich wollte auch gar nicht an das Ufer heran, sondern nur jenem Riff da aus dem Wege gehen."

„Jenem Riff da? Aber wir haben ja auf drei Meilen Entfernung nicht das Geringste, was einem Fluß-Riff ähnlich sähe."

„Aber ich sehe es doch dort — das ist doch ein Riff, wenn ich je eins gesehen!"

„Ein echtes Sand-Riff, mein Junge? Wohl, — nimm es getrost aufs Korn, — fasse es, wo Du's eben bekommen kannst, — je mehr in der Mitte, um so besser!"

„Ist das Ihre Ordre?"

„Meine ernste Ordre!"

„Ich will sterben, wenn ich es nicht thue, Mr. B.!"

„Thue es nur, und Du wirst nicht sterben!"

„Auf Ihre Verantwortung?"

„Auf meine Verantwortung!"

Ich fühlte eine wahrhaft teuflische Begierde, das Boot und Alles, was darin war, Mr. B. und mich selbst eingerechnet, umzubringen. Und so hielt ich stramm auf die Höhe der das Riff anzeigenden Wasserlinie hin. Aber noch ehe wir sie erreichten, schien sie mir zu verschwinden, — und gleich darauf glitten wir sanft und leicht darüber hin, als wäre es Oel, das uns dahin trüge.

Mr. B. lachte und sagte:

„Siehst Du nun den Unterschied? Es war nichts, als ein „Wind-Riff", — und das ist gar ein mächtig anderes Ding, als ein wirkliches Fluß-Riff! Der Wind macht das, — das ist Alles."

„So sehe ich. Aber es sieht doch genau wie ein Fluß-Riff aus. Wie soll ich denn dergleichen von einander unterscheiden können?"

„Auf Seele, mein Junge, das kann ich Dir selbst nicht sagen. Aber mit der Zeit wirst Du sie von einander unterscheiden lernen, ohne doch selbst je im Stande zu sein, einem Andern zu erklären, wie Du sie unterscheidest!" — — —

Und wieder sollte Mr. B. Recht haben! Mit der Zeit wurde mir auch die Oberfläche des Wassers zu einem Buch, — zu einem Buch, das für den gewöhnlichen Flußfahrer sieben Siegel trug, das aber zu mir ohne jede Rückhaltung sprach und seine geheimsten Geheimnisse mit einer Bereitwilligkeit preisgab, als spräche es mit einer Stimme zu mir, wie meine eigene. Und zwar war es keines jener Bücher, das man einmal las und dann bei Seite warf, denn es wußte an jedem neuen Tage eine neue Geschichte zu erzählen. Auf diesen ganzen zwölfhundert Meilen zwischen St. Louis und New-Orleans gab es keine Seite, die nicht ein eigenes Interesse bot; keine, welche man ohne Verlust ungelesen lassen konnte; keine, die man zu überschlagen wünschte, weil man hoffen durfte, in irgend etwas Anderem mehr Belehrung, mehr Vergnügen zu finden. Es war ein Buch, so wundervoll, wie es nie von Menschenhänden geschrieben, von Menschenköpfen hätte erdacht werden können. Der gewöhnliche Reisende, welcher es nicht zu lesen verstand, erblickte vielleicht hin und wieder (wenn er überhaupt etwas Derartiges erblickte!) ein leichtes, flüchtiges Zeichen auf seiner Oberfläche. Dem Steuermann war dieses Zeichen eine leuchtende Schrift und mehr, als das, eine ganze Geschichte, gedruckt mit mächtigen Initialen, gesperrten Sätzen, und weithin sichtbaren Ausrufungszeichen; denn es sprach ihm von einer Sandbank, einem Riff oder einem in der Tiefe liegenden Wrack, die dort unten nach Schiffs- und Menschen-Leben hungerten. Der gewöhnliche Reisende, der dieses Buch nicht zu lesen verstand, sah nichts, als allerlei hübsche und freundliche Bilder, von der Sonne vergoldet, von den Wolken überschattet. Für den kundigen Mann am Rade war all dieses Bilderwerk der feierlichste, unerschöpflichste, tödtlich ernsteste Lesestoff!

Als ich in dieser Weise endlich auch die Sprache des Wassers bemeistert hatte und mir gleich ihr alles Uebrige, was zu dem großen Strom in irgend einer Beziehung stand, geläufig geworden war, wie mein ABC: da fühlte ich, daß ich einen werthvollen Schatz erworben hatte. Aber ich fühlte zugleich auch, daß ich Etwas eingebüßt hatte, und zwar Etwas, das mir, so lange ich lebe, nicht wieder zurückerstattet werden kann. Alle Anmuth, alle Schönheit, aller poetischer Reiz waren für mich aus dem majestätischen Flusse geschwunden!

Noch heute bewahre ich aus jener Zeit, da ich ein Neuling auf dem Flusse war, das Andenken an einen ganz bestimmten wundervollen Sonnenuntergang. Eine breite Fläche des Wasserspiegels erschien zu Blut verwandelt. In der Mitte verklärte sich der rothe Schimmer zu flammendem Gold, in dessen Glanz ein einsamer Baumstamm scharf abgezeichnet und schwarz dahintrieb. An einer Stelle zog sich ein leicht schäumender Streifen über die Fluth. An einer andern war die glatte Fläche durch zitternde, sich ewig erneuende Kreise unterbrochen, die in allen Farben des Opals spielten. Das Ufer zur Rechten war dichtbewaldet, und die Schatten, welche von dort aus ins Wasser fielen, wurden an einer Stelle durch eine Art Wirbel belebt, dessen auftanzende Ringe wie Silber schimmerten. Ueber das Ufergehölz aber stieg ein mächtiger, abgestorbener Baumriese empor, der den einzigen belaubten Zweig, welchen er noch besaß, über den Fluß hinstreckte, einer in der Sonnenglorie wie blutiges Gold schimmernden Standarte gleich. Wo das Auge hinfiel, erblickte es anmuthige Wellenlinien, bunte Spiegelbilder, bewaldete Höhen, weiche Ufer-Umrisse. Und über dem Allen gaukelten und zitterten die wechselnden Lichter, den Dingen, welche sie ohnehin verklärten, mit jedem Moment neue Farbenwunder leihend.

Ich stand wie ein Bezauberter. Ich stand, das Alles in stummem Entzücken in mich trinkend, da. Die Welt war neu für mich, und ich hatte daheim nie Etwas gesehen, das diesem gleichkam. Aber, wie ich schon sagte, — es kam ein Tag, an dem ich aufhörte, ein stetes Auge für all diese Pracht und alle diese Reize zu haben, welche Sonne, Mond und Zwielicht über das Antlitz des Riesenstromes auszugießen wußten. Und dann kam noch ein Tag, an dem ich aufhörte, überhaupt ein Auge für sie zu haben. Jener Sonnenuntergang, der mich einst in so maßloses Entzücken versetzt hatte, würde mich jetzt nicht allein nicht mehr entzückt haben, sondern ich hätte ihn einfach nur noch betrachtet, um folgenden Commentar daran zu knüpfen: „Diese blutige Sonne deutet an, daß wir morgen Wind haben werden; jener schwimmende Baumstamm, daß der Fluß steigt, ohne daß wir sehr dankbar dafür zu sein haben; jener zitternde Querstreif weist auf ein Sand-Riff, das nicht verfehlen wird, in einer der nächsten Nächte ein Schiff umzubringen; jene tanzenden Kreise im Wasser sagen an, daß sich dort ein neuer Fahrcanal bildet; und jener alte Baumriese mit dem einen belaubten Zweige winkt uns Etwas wie ein letztes Lebewohl zu, — und wer soll sich, wenn er niedergestürzt sein wird, ohne den alten, wohlbekannten Wegweiser hier noch zurecht finden?"

Nein, — mit der Romantik und der Schönheit des Flusses war es für mich auf ewig vorbei! Der einzige Wunsch, den die Dinge, die mit ihm zusammenhingen, für mich noch hatten, bestand in dem Grade ihrer Unentbehrlichkeit oder Nützlichkeit für die Leitung eines Dampfschiffes. Das war Alles.

Wie oft habe ich seitdem aus tiefstem Herzen den Mann der ärztlichen Wissenschaft beklagt! Wie häufig ist ihm nicht das holde Erröthen auf den Wangen der Schönheit nichts Anderes, als ein flüchtiges Phänomen, das über ein verstecktes tödtliches Uebel hinzuckt! Sind ihm nicht die meisten ihrer sichtbaren Reize ebenso viele Verräther und Anzeichen verborgenen Verfalls! Ja, vermag er die Schönheit überhaupt noch zu sehen, und, wenn er sie sieht, sie anders, als mit dem Blick des Fachmannes und mit dem steten Commentar über das, was an ihr ungesund ist, zu betrachten?! Und fragt nicht auch er sich wieder und immer wieder: ob er durch den Erwerb all seiner Erkenntniß mehr gewonnen oder verloren hat?!

Italienische Musikanten.

Ein enger Hof mit düstern Mauern,
Wo keine Ranke grünen mag;
Mit rauhem Wehn und Regenschauern
Ein Tag — ach ja, ein Frühlingstag.

Am Fenster steht die blonde Schöne
Mit leerem Blick, verdroßnem Sinn,
Da klingen unten Geigentöne,
Und rasselt keck ein Tambourin.

Es sind nur Bettelmusikanten,
Ein jugendliches Schwisterpaar
In welscher Tracht, mit sonnverbrannten
Gesichtern, dunklem Aug' und Haar.

Doch diese schlichten Töne ziehen
Der Hörerin die Seele fort;
Die lastenden, die Nebel fliehen,
Und schön verwandelt ist der Ort.

Es buschen sich um sie die Myrthen,
Und in des Himmels tiefes Blau,
Ein Obdach heut harmloser Hirten,
Erhebt sich dort ein Tempelbau.

Gesättigt ist die Luft von süßen
Orangendüften um sie her,
Und stürmelos dehnt ihr zu Füßen
Ein zweiter Himmel sich, das Meer.

Eine wackere deutsche Frau in fernem Lande.

Von Ernst Freiherrn von Bibra.

Mit Illustrationen von H. Knackfuß in Düsseldorf.

Im nördlichen Stadttheile von Valparaiso liegt, oder lag wenigstens zu Ende der vierziger Jahre, eine Reihe bescheidener Häuser, welche meist nur aus einem Erdgeschosse bestanden oder höchstens einstöckig waren.

Der Blick aus einem Fenster dieser friedlichen Wohnungen war entzückend.

Zur Rechten thürmten sich die felsigen Ufer der Küste, von welcher bisweilen ein leichter Windhauch den donnernden Ruf der Brandung herbeitrug, malerisch empor.

Zur Linken sah man die Stadt und den Hafen mit stattlichen Schiffen aus den fernsten Ländern der Erde.

Vor dem Beschauenden aber dehnte sich das unendliche Meer.

Nicht wie er es wohl draußen gesehen und erfahren, zürnend und tobend, haushoch die Wellen thürmend, hebend und senkend das gebrechliche Fahrzeug und mächtige Wogen auf dasselbe schleudernd, eine wilde zornige Wasserwüste, sondern die friedlich lächelnde, gütige Mutter Thetis im dunkelblauen Staatsgewande.

Am geöffneten Fenster eines der erwähnten Häuser sitzt ein blondes, blauäugiges Mädchen — Martha Drescher — und blickt mit Thränen in den Augen hinaus auf die glänzende, fast spiegelglatte Fläche der See.

Aber theilnahmlos schweift ihr Blick über die einzelnen leichten Boote hinweg, welche den funkelnden Spiegel durchfurchen, und seufzend sieht sie nach dem fernen Horizonte, nach dem undeutlichen, duftigen Rande, der See und Himmel einigt.

Von dort her kam sie. Dort liegt Deutschland!

Das arme Ding hat also das Heimweh, weil sie seufzend nach der Stelle blickt, wo sie ihr Vaterland glaubt, und weil sie das Heimweh hat, muß es ihr schlecht ergangen sein und noch also ergehen.

Denn wenn Einer behaglich lebt im fernen Lande, und irdisches Gut ihm zu Gebote steht nach Wunsch und Willen, so hat er das Heimweh nicht.

Sehnsucht mag er wohl haben nach theuren Herzen drüben im Vaterlande, aber er wünscht sie herüber zu sich, aber nicht sich zu ihnen.

Es fällt uns nicht ein, unseren Mitmenschen die Liebe zum Vaterlande abzusprechen, wem es aber gut geht im Auslande, der liebt sein Vaterland mit Bequemlichkeit, à distance und gibt dieser Anhänglichkeit vortheilhaft Ausdruck durch Festessen und Adressen.

Aber Martha Drescher?

Nun, sie war die Tochter eines Beamten, welcher in dieser Eigenschaft, wie in derjenigen als Vater redlich seine Pflicht erfüllte.

Da er seiner Martha keine Schätze sammeln konnte, so trug er Sorge, ihr eine gute Erziehung geben zu lassen, und als er endlich seiner schon Jahre früher verstorbenen Gattin in das Grab folgte, durfte er die Beruhigung mit in die Grube nehmen, Martha als ein wohlerzogenes Mädchen zurück zu lassen.

Nachdem das junge Mädchen aber den Verstorbenen aufrichtig und mit bitteren Thränen beweint hatte, mußte sie, wohl oder übel, daran denken, diese Erziehung zu verwerthen.

Es ist jedoch bedeutend leichter, eine sorgfältige Erziehung zu erhalten, als zur Zeit der Noth dieselbe in die nöthigen Lebensbedürfnisse umzusetzen.

Bonne werden, Gouvernante. Niemand hatte eine solche nöthig.

Hilfslehrerin in einer Erziehungsanstalt. Alle Stellen waren besetzt. So griff die Aermste denn zur Nadel.

Weißnähen, Taschentücher auszeichnen, roth und weiß, mit Lorbeerkränzen umgebene Namen, Freiherrn- und Grafenkronen sticken über allerlei Buchstaben, das war der Anfang.

Dann kamen Arbeiten an die Reihe für Verkaufsgewölbe. Stickereien, welche angeblich „angefangen" den Käuferinnen angeboten wurden, in der That aber zu neun Zehntheilen fertig waren.

Da aber der Verdienst für diese und andere Arbeiten ähnlicher Art nur ein höchst spärlicher war, so saß schon die Sorge neben der stickenden Martha und erzählte ihr von ihrer lieben Base, der Noth, welche demnächst ebenfalls kommen würde, sie zu besuchen.

Da sie aber auf solche Weise Gesellschaft hatte, blieben viele ihrer früheren Freundinnen nun ferne von ihr.

„Sie kommt täglich mehr herunter," hörte man sagen, „in Kleidern und Allem, und sie arbeitet jetzt sogar für die Leute!"

Wie man aber durch gute Freundinnen allerlei Dinge erfährt, so hörte man diese nun auch sagen:

„Und die einfältige Bekanntschaft mit dem langen Kaufmannsdiener gibt sie auch nicht auf!"

Es war in der That so.

Sie gab diese Bekanntschaft nicht auf, und auch der lange Robert, so hieß ihr Freund, dachte nicht daran, sie aufzugeben, obgleich seine Verlobte arm war und für die Leute arbeiten mußte.

Schon zu Lebzeiten von Martha's Vater war er ins Haus gekommen, und der alte Drescher hatte das Liebesverhältniß des fleißigen und anständigen jungen Mannes mit seiner Tochter gebilligt, eines Tages aber, etwa ein halbes Jahr nach dem Tode von Martha's Vater, machte Robert seiner Braut mit kurzen Worten den Vorschlag, nach Amerika zu gehen, und das zwar nach der Westküste von Südamerika, wo zu jener Zeit für junge Deutsche, welche vorzugsweise in Sprachen erfahren, gute Aussichten geboten waren.

„Du quälst Dich hier im Vaterlande," sagte Robert, „und lebst dennoch nur, wie man zu sagen pflegt, von der Hand in den Mund. Ich verdiene freilich mehr, aber Jahre gehen dahin, bis ich so viel erworben haben werde, um ein eigenes Geschäft gründen zu können, das heißt, bis ich Dich heirathen kann. Zuverlässig geht das drüben rascher. Schnüren wir also unsere Bündel und ziehen in die neue Welt."

Nach kurzem Bedenken schlug Martha ein, und die jungen Leute einigten sich dahin, daß ihre Verbindung erst drüben, im neu zu erringenden Vaterlande stattfinden sollte, wo sich, wie kaum zu bezweifeln war, ihre Verhältnisse rasch günstig gestaltet haben würden.

Die Zeit bis zur Ausführung ihres Entschlusses benutzte Martha eifrigst zur Erlernung der spanischen Sprache, und ihre Freundinnen sagten:

„Sie wird wirklich noch eine vollkommene Gelehrte. Französisch und Englisch kann sie schon, und jetzt lernt sie auch noch Spanisch. Sie wird es brauchen können, denn Nichts ist zuverlässiger, als daß ihr lieber Robert sie zum Besten hat, und es ihm nicht beifällt, sie drüben zur Frau zu nehmen."

Er that das in Wirklichkeit nicht, und das zwar einfach aus dem Grunde, weil man seine Leiche bei Cap Horn in die See versenkte, da er in jener reizenden Meeresgegend einer Krankheit erlag, deren Keim er wohl schon mit an Bord gebracht.

Es ist überflüssig von dem Schmerze Martha's zu sprechen und von ihrer Rathlosigkeit, als sie später in Valparaiso das Land betrat, allein und verlassen unter einem fremden Volke, in einem fremden Lande.

Aber die Sorge um die Existenz ist ohne Zweifel eins der besten Mittel gegen Seelenschmerz.

Sie mußte jetzt wieder damit beginnen, die Beschäftigung aufzunehmen, welche sie zu Hause aufgegeben hatte, und Arbeit suchen in einigen französischen Putzwaarengeschäften und Kleiderläden, und wenigstens hatte diese Arbeit den Reiz des Geheimnißvollen, weil Niemand wissen durfte, daß diese modischen Kunstwerke, welche angeblich „aus Paris" kamen, zum größten Theil im Lande selbst gefertigt waren.

Ein Jahr seit ihrer Ankunft in Chile mochte verflossen, sein, als wir sie an ihrem Fenster sitzend, und trübselig auf die See blickend fanden, jetzt horchte sie eben, plötzlich aufmerksam geworden, gegen die Thür hin, verschloß dann rasch ihre Arbeit in eine Kommode, und kaum war das geschehen, als das Pochen an der Thür ihr einen Besuch verrieth.

Der Eintretende war der Sennor Joturiz, ein Mann in den sogenannten besten Jahren oder wohl schon an der letzten Grenze derselben angelangt und das, was man einen älteren Herrn nennt, der sich gut conservirt hat.

Der Sennor Joturiz war, wie fast die meisten seiner Landsleute, etwas unter der Mittelgröße, dafür aber von zierlichem Wuchse, behende in seinen Bewegungen, hatte lebhafte schwarze Augen, und sein schwarzes Haar war bereits ziemlich stark mit Silberfäden durchzogen.

Was seine Kleidung betraf, so war sie strenge nach der neuesten, mit dem letzten Schiffe aus Europa gekommenen Mode, und sein Sombrero, sein Panamahut, hatte eine Summe gekostet, die nicht zu nennen ist, da bei uns sie alle Welt unglaublich finden würde. Dann trug der Sennor eine fast über die Gebühr schwere Goldkette, seine Finger waren mit Diamantringen übersäet, und seine Brust zierte eine höchst werthvolle Busennadel.

Wenig fein ist diese Ueberladung mit Schmuck nach unseren Begriffen, dort im Lande aber allgemein gebräuchlich bei reichen Leuten.

Im Uebrigen schien der Sennor Joturiz ein alter Bekannter Martha's oder that wenigstens dergleichen, denn er begrüßte sie zwar höflich, aber ersichtlich mit einer gewissen Vertraulichkeit, und legte mit einer leichten Verbeugung einen Strauß frischer Blumen auf ein Seitentischchen.

Dann rückte er einen Stuhl zum Fenster, nahm Platz und begann Cigarretten zu rauchen, was indessen wenig auffällig, da man in Chile, ohne zu fragen, allenthalben raucht.

„Sie haben wieder geweint, theure Sennorita?" fragte er jetzt.

Martha leugnete.

„Und sogar gearbeitet," fuhr er fort.

Martha verneinte abermals.

Der Sennor aber zeigte auf einige Fadenreste, welche an ihren Kleidern hängen geblieben waren, und auf ein auf der Erde liegendes Stückchen Zeug, welches sie nicht beseitigt hatte.

„Hier," sagte er, „und da! Pfui, wer wird arbeiten, wenn man es nicht nöthig hat!"

„Und wer sagt Ihnen, daß ich es nicht nöthig habe?" versetzte Martha.

„Oh," fuhr Joturiz fort, „für die Demoiselle Raynal zu arbeiten um den Lohn von drei oder vier Realen des Tages!"

„Verrathen Sie mich nicht, Sennor Joturiz," rief das junge Mädchen erschrocken, „die Demoiselle will nicht haben, daß man das erfährt."

„Mein liebes Kind," sagte der Sennor, „ich werde Sie nicht verrathen, dafür aber müssen Sie mir erlauben, Ihnen meine Kasse zur Verfügung zu stellen, denn ich will nicht leiden, daß Sie sich ferner nutzlos quälen und grundlos weinen."

Er wollte die Hand auf ihre Schulter legen.

„Sennor!" sagte Martha, indem sie sich mit einer leisen Bewegung zurückzog.

Es mußte noch etwas der alten spanischen Ritterlichkeit im Sennor Joturiz stecken, denn er entfernte sofort seine beringte Hand, und es schien, als sei er ein wenig in Verlegenheit gerathen.

Dann aber sprach er schmeichelnde und lockende Worte.

Er pries die Schönheit seiner Hacienda im Norden Chiles, ihre reizende Lage und die Reichthümer, welche sie enthielt, die Gärten und Fruchtfelder, welche sie umgeben, und fügte hinzu, daß alle kleineren Grundbesitzer seine inquilinnos, das heißt, von ihm abhängig wären, da er ihnen allen bedeutende Geldsummen vorgeschossen habe.

Dann sprach er von den Erzgruben, welche sein Eigenthum, von seinen Silberminen und von den zahlreichen Heerden, welche er in den Bergen besaß, und endlich von der geachteten Stellung, welche er einnahm, und von dem Einflusse, welchen er in Santjago auf die höchsten Würdenträger ausübe.

Alles das, fuhr er fort, lege er zu ihren Füßen nieder, wenn sie mit ihm ziehen wolle, und neben seinen Schätzen bot er ihr sein Herz und seine Liebe.

Martha legte die Stirn in Falten.

„Wer gibt Ihnen das Recht, Sennor Joturiz, also mit mir zu sprechen?"

„Ihre Schönheit," versetzte er, „Ihre Liebenswürdigkeit und meine unbegrenzte Neigung zu Ihnen."

ITALIENISCHE MUSIKANTEN.

Originalzeichnung von Karl Becker.

Nach einer Photographie aus dem Verlage der „Photographischen Gesellschaft" in Berlin.

„Sagen Sie lieber, mein Unglück und meine Armuth," rief Martha.

Joturiz zuckte die Schultern.

Dann erhob er sich und bot ihr die Hand, welche sie nach einigem Zögern annahm, während er jetzt ruhig und ohne ein Zeichen von Kränkung oder Unwillen sagte: „Aehnliches hörte ich freilich schon öfter von Ihnen, aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, einmal bessere Worte zu hören, und selbst wenn Sie schmollen, macht es mich glücklich, in Ihrer Nähe zu sein. Darf ich wiederkommen?"

„Ich kann Ihnen nicht verbieten, mich zu besuchen," erwiederte Martha, indem sie ihm fast unwillkürlich ihre Hand reichte, welche er mit zwei Fingern faßte und ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

Dann ging er, und Martha hörte nach wenigen Sekunden die Hufschläge seines Pferdes, da man in Chile, zu jener Zeit wenigstens, fast alle Besuche zu Pferde machte.

Gesenkten Hauptes und die Hände im Schoße gefaltet, saß das junge Mädchen längere Zeit stumm vor sich hinbrütend, und gegen ihren Willen mußte sie der Hacienda des Sennor Joturiz gedenken, seiner Felder, der Silberminen und seines übrigen Reichthums.

Dann aber trat das Bild eines alten Mannes vor sie, mit grauen Locken und ehrwürdigem Antlitze, und jenes einer schönen und gütigen Frau, die ihre Kindheit gehegt und geschirmt hatte.

Dann sah sie den Mann ihrer ersten und einzigen Liebe unter dem Brausen des Sturmes mit dem Tode ringen, und seinen Sarg in den tobenden Wellen versinken.

Sie stand auf.

„Dazu soll er Dich nicht hierher gebracht haben in dies fremde Land. Arbeiten! für ein paar erbärmliche Realen, wie der weise Sennor sagte, vielleicht auch hungern, wer weiß, aber mir bewahren will ich das Angedenken an ihn!"

Dann öffnete sie die Schublade der Kommode, um ihre Arbeit hervor zu suchen, und ihre Augen fielen auf den Blumenstrauß, den Joturiz auf das Seitentischchen gelegt hatte.

Alle Welt beschenkt sich dort im Lande mit Blumen, es ist das eine einfache Artigkeit und deutet durchaus nicht auf irgend ein vertrautes Verhältniß hin.

Wohlgefällig lächelnd nahm also jetzt Martha die hübschen Blumen auf, um sie in ein Glas mit frischem Wasser zu stellen, plötzlich aber verdüsterte sich ihre Miene, und sie legte den Strauß rasch wieder an die Stelle, von der sie ihn genommen.

Hatte sie eine giftige Schlange zwischen den Blüthen entdeckt?

Nein, es gibt in Chile nicht eine einzige Giftschlange.

Aber es gibt dort Silber, Gold und Juwelen, und aus der Mitte des Straußes blitzte ihr ein großer funkelnder Diamant entgegen.

Zuverlässig wäre es nicht ohne einigen theatralischen Effect gewesen, für das Erste wenigstens, mit einem Aufschrei die Blumen in eine Ecke zu schleudern, da aber Martha weder mit Andern, noch mit sich selbst Komödie zu spielen liebte, so legte sie das Geschenk des Sennor einfach im ersten Augenblicke von sich, da sie es verdroß, sich auf diese Weise überlistet zu sehen.

Da indessen diesem Unwillen sofort die Neugierde folgte, so nahm sie die Blumen einige Sekunden später wieder auf, um nähere Untersuchungen anzustellen.

Der große Diamant befand sich in der besten Gesellschaft. Von Standesgenossen nämlich, denn das junge Mädchen zog jetzt ein Kreuz aus dem Strauße, welches aus zehn prächtigen Diamanten von gleicher Größe zusammengesetzt war.

Ein Billet-doux war nicht beigefügt, was auch vollständig überflüssig gewesen wäre.

Diamanten, auf solche Weise zwischen Blumen versteckt, sprechen mit großer Deutlichkeit für sich allein, und, wie man behaupten will, wird ihre stumme Sprache nicht selten wohlgefällig angehört.

Die Fälle wenigstens, in welchen sie „Höllenflammen in die Herzen blitzen", wie das der seligen Lady Milford passirte, sind sicher nicht häufig.

Martha überschlug unwillkürlich den ungefähren Werth der edlen Steine und schloß dann das Kreuz in ihre Kommode, dafür ihre Arbeit aus derselben nehmend, mit dem Vorsatze, bei erster Gelegenheit den Schmuck wieder in die Hände seines Gebers gelangen zu lassen, als abermalige Schritte auf der Treppe einen neuen Besuch verkündigten.

Wieder wurde die Arbeit bei Seite geräumt, und auf der Schwelle erschien der Sennor Manuel Echeverria.

Der Sennor Manuel, dessen etwas eigenthümlichen, aber an der Westküste nicht selten vorkommenden Familiennamen wir vorläufig jetzt bei Seite lassen wollen, war kein übler junger Mann, der zwar keine Diamanten zu verschenken hatte, dafür aber ein ernstlicher Freier war und ganz einfach Martha seine Hand geboten hatte.

Er war bei der Douane angestellt, befand sich vollständig in der Lage, eine Frau ernähren zu können, und war nicht häßlich, ja fast hübsch zu nennen.

Trotzdem konnte Martha es nicht über sich gewinnen, ihm ihr Jawort zu geben, ohne sich selbst die Gründe, weshalb, klar zu machen.

Es kurz zu sagen: Er mißfiel ihr, und wenn man will, ist eigentlich das schon ein ziemlich ausreichender Grund, irgend Jemand nicht zu heirathen.

Der Sennor Manuel hatte übrigens heute keine günstige Stunde gewählt, seine Bewerbungen zu erneuern.

Die feinen Manieren des Sennor Joturiz fehlten ihm, er trug ein gewisses brüskes Benehmen zur Schau, muthmaßlich weil er glaubte, daß dies wohlanständig für einen Soldaten sei, und weil er es liebte, für einen solchen gehalten zu werden.

Gegen ihren Willen mußte Martha jetzt Vergleiche anstellen zwischen dem höflichen und geschmeidigen alten Caballero und Manuel, und gestand sich, daß unter gleichen bürgerlichen Verhältnissen sie keinen Augenblick anstehen würde, dem ersteren ihre Hand zu reichen.

Zur Beruhigung unserer Leserinnen müssen wir aber erklären, daß das bewußte Kreuz nicht den mindesten Einfluß ausübte auf diese Bevorzugung des alten Herrn.

Manuel indessen freite auf seine Weise.

Er schien es für unmöglich zu halten, daß irgend Jemand seine Vorzüge nicht anerkenne, und fragte endlich, ob sich Martha noch nicht entschlossen habe, ihm ein bestimmtes Jawort zu geben.

„Ich habe Euch überhaupt noch kein Jawort gegeben," antwortete Martha, „weder ein unbestimmtes, noch Etwas, was einem bestimmten ähnlich sieht, und Ihr könnt versichert sein, daß beides auch nie geschieht!"

Manuel warf einen Blick in den kleinen Spiegel Martha's und musterte sich wohlgefällig. Die Worte des jungen Mädchens schien er überhört zu haben, jetzt aber fiel sein Blick auf die Blumen des Sennor Joturiz, und es beliebte ihm den Eifersüchtigen zu spielen.

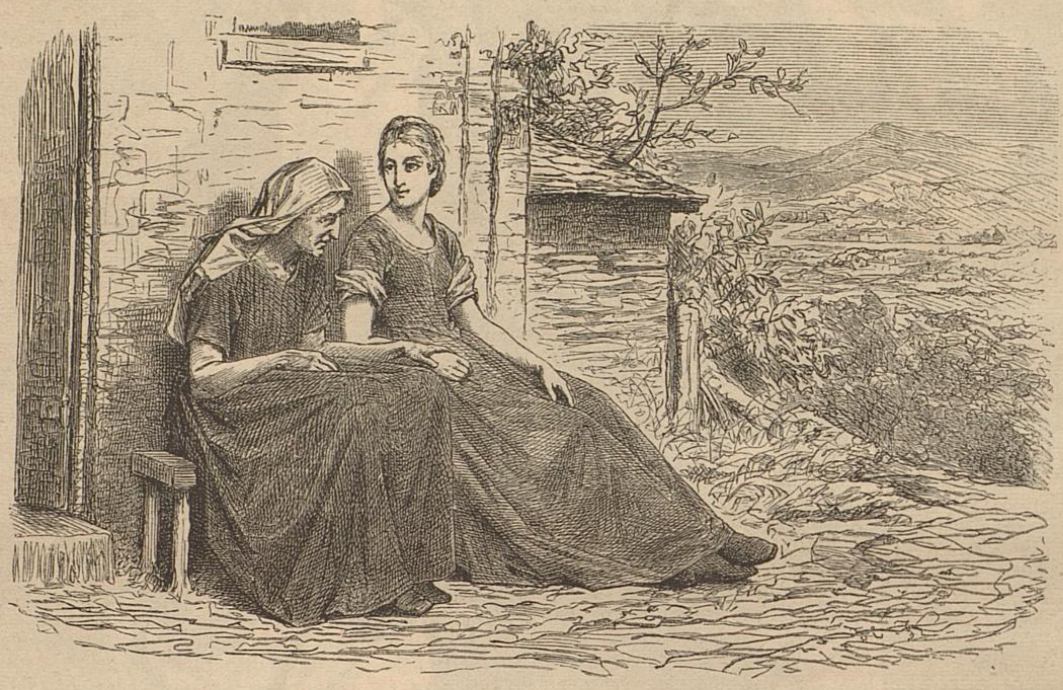
„Wer hat Euch Das gebracht?" sagte er, die Stirne in Falten legend.

Martha war im Begriffe zu erwiedern: „Eine Blumenverkäuferin", aber sie besann sich eines anderen und sagte: „Ich habe die hübschen Blumen von einem guten Freunde erhalten!"

„Ah, Ihr habt gute Freunde," rief Manuel, „Carajo! Und das sagt Ihr mir so ohne Weiteres, das ist nicht übel! Aber dennoch gefällt mir das. Hört aber, Sennorita, mit Freunden kommt Ihr nicht weit. Ihr müßt einen tüchtigen Mann haben, der Euch beschützt."

„Es ist nicht so gefährlich hier im Lande," gab Martha fast schnippisch zur Antwort.

Jetzt begann Manuel die Vortheile aufzuzählen, welche für Martha aus einer Verbindung mit ihm entspringen würden, und das glückliche Loos, das er ihr zu bereiten gedachte.



Eine reizende Wohnung.

Kleider wie die erste Sennorita in der Stadt.

Was Speise und Trank anbelangte, sollte sie haben, was ihr Herz begehrte.

Dann würde sie ihn auf seinen weniger gefährlichen Dienstreisen begleiten, „und", setzte er offenbar mit der vollsten Ueberzeugung hinzu, „alle Welt wird Respect vor Euch haben und Euch verehren als die Frau eines tapfren Soldaten!"

Martha lachte, und merkwürdiger Weise lächelte auch der junge Held.

Dabei aber prüfte er mit den ausgespreizten Fingern der Hand seine kunstgerecht durch den Friseur aufgethürmten Locken*), ob selbe noch völlig im Stande, und stellte sich aufrecht vor das junge Mädchen hin, was offenbar bedeutete:

„Welch' ein hübscher Mann bin ich!"

Martha aber, stets noch lächelnd, sagte: „Aber sagt mir einmal, warum wollt Ihr gerade mich zur Frau haben?"

„Weil ich die schönste Frau der Stadt besitzen will!" erwiederte Manuel.

Er sagte nicht, weil er sie liebe, sondern weil sie schön sei, und freilich war das nicht ohne Berechtigung, vielleicht schon der blonden Haare Martha's wegen, welche in jenen Ländern, eben so wie die blauen Augen, sich großer Anerkennung erfreuen.

Trotzdem war aber das Compliment für einen Freier ein wenig eigenthümlich, da es indessen keine allzugroße Beleidigung ist, Jemand hübsch zu finden, so versetzte Martha nicht eben unfreundlich.

„Ach geht! das dürft Ihr nicht sagen, Ihr habt gewiß schon eine hübschere Freundin gehabt, als ich bin."

Manuel lächelte siegreich, schien aber einer gewissen Verlegenheit nicht vollständig Herr zu werden, er blieb befangen, ward wortarm und entfernte sich bald darauf; Martha aber sagte kopfschüttelnd zu sich selbst:

„Es sieht ihm das gar nicht ähnlich, einer früheren Liebschaft wegen verlegen zu werden, da jedoch eine derartige Anspielung in der That ein gutes Mittel zu sein scheint ihn los zu werden, so will ich es mir merken, denn die eitlen Männer scheinen hier noch unausstehlicher zu sein, als drüben bei uns."

Dann machte sie sich eifrig an ihre Arbeit, um die verlorene Zeit wieder einzubringen, und schwur sich keine Entbehrung zu scheuen, um ihre Ehre zu wahren und ihre Freiheit zu schirmen. — —

*) Fast alle jungen Leute, welche auf Eleganz Anspruch machten, ließen sich in den größeren Städten der Westküste zu jener Zeit täglich frisiren.

Wir finden unsere junge Freundin, etwa vierzehn Tage später, vor einem kleinen höchst kunstlosen Webstuhl sitzen und eifrig beschäftigt, aus dunkelblauer Wolle einen Poncho zu weben.

Neben ihr, und sie in der ungewohnten Beschäftigung unterweisend, stand eine Alte von wirklich abschreckender Häßlichkeit.

Dieses Weib, größer, als die Frauen Chiles durchschnittlich zu sein pflegen, war hager wie ein Gerippe, die Farbe der Haut schwankte zwischen grau und gelb, und das mumienähnliche Angesicht war von wirren grauen Haaren umflattert, welche auf die Schultern niederfielen. Ihre Kleidung bestand aus einem alten Kattunkleide, das vielfach zerrissen und theilweise geflickt war, und dessen Farbe viele Jahre und wenig Waschen unkenntlich gemacht hatten.

Diese häßliche, schlecht, ja fast unreinlich gekleidete Alte, welche mit ihren langen, hageren Fingern hier und da auf das Gewebe deutete und mit kurzen Worten Andeutungen und Belehrungen gab, schien trotz ihres abschreckenden Aeußern nicht schlimm zu sein.

Sie legte jetzt ihre knochige Hand auf den runden und vollen Arm Martha's und sagte mit freundlichem Ton:

„Laß es jetzt gut sein, Kindchen, mit Deiner Arbeit, Alles hat seine Zeit, also auch das Ausruhen, und Du stellst Dich so gut an, daß unser Poncho bald genug fertig sein wird. Was wird dann Pablo für Augen machen!"

Das waren freundliche Worte, und Martha mußte wissen, daß sie aus gutem Herzen kamen, denn sie blickte zu der Alten mit gutmüthigem Lächeln auf und folgte ihr zu einer Bank neben der Thür des Hauses, auf welcher die beiden Frauen sich jetzt niederließen.

Das kleine Haus stand auf der Höhe der Cuesta de Prado, einem bewaldeten Gebirgszuge, welcher so ziemlich in gleicher Richtung mit der hohen Cordillera einen Theil von Chile durchschneidet und wieder so ziemlich gleich weit von jener riesigen Bergeskette und der Küste verläuft.

Nach dieser Richtung, nach der Küste hin hatte man von der erwähnten Bank aus die Fernsicht über das Land, und es war das in der That ein reizendes Bild.

Im Vordergrunde Wald, freilich kein deutscher mit seinen Eichen, Buchen oder seinen dunklen Nadelholzstämmen, auch kein Urwald im Sinne des brasilianischen, aber dafür ein Gemenge von Myrthen, Lorbeerbäumen und mehrfachen diesen verwandten, tief dunkelgrün belaubten, bisweilen mit duftenden Blüthen überschütteten Baumstämmen, unter denen manche von mächtiger Stärke.

Steil ab fiel der Berg bereits wenige Schritte vom kleinen bescheidenen Hause, so daß über die Gipfel der Bäume hinweg der freie Blick über das Land gestattet war.

Hell glänzend lag es da im Scheine der Sonne. Hier und da eine Dorfschaft, ein einzelnes Gehöfte, eine Hacienda, Fruchtfelder, Gärten, kleine Gehöfte und Tristen, aufblitzend im Sonnenlichte ein Fluß, der sich durch die Landschaft windet, ein paar kleine Landseen, welche einmal wie blankes Silber funkeln, dann wieder in Flammen zu stehen scheinen, denn auch die Sonnenstrahlen haben ihre Launen.

Zwischen all' dem auch wieder Stellen, die nur mit Dorngesträuchen bestanden sind und Zeugenschaft geben, daß dem landwirthschaftlichen Fleiße dort noch ein reiches Feld geöffnet wäre.

Dann schließt das Bild die Cordillera de la costa, die Küsten-Cordillera, die bewaldete Bergeskette, welche das Land von der See trennt.

Martha blickte mit stiller Bewunderung auf die glänzende, klare Landschaft zu ihren Füßen und dann wandte sie sich zu der Alten, welche mit gesenktem Haupte neben ihr saß, und sagte mit überströmendem Gefühle:

„Wie gut seid Ihr, Sennorita Pepa, daß Ihr mich arme Verfolgte aufgenommen habt in Euer Paradies!"

Die Alte aber gab lächelnd zur Antwort:

„Ein Paradies ist meine armselige, kleine Hütte nicht, aber ich hoffe mit Gottes Hilfe bald einzugehen in das wirkliche."

Die Landschaft, die sich vor ihr ausbreitete, hatte sie schon zu oft gesehen, als daß sie glauben konnte, Martha nenne sie ein Paradies.

Aber sehen wir jetzt, wie Martha so plötzlich auf die Cuesta de Prado, in das Haus der Sennorita Pepa, der gutmüthigen Alten gekommen, und sehen wir zugleich, wer dieser Pablo war, der sich über den fertigen Poncho so sehr verwundern sollte.

Eine widerliche, gehässige Scene trug daran die Schuld, ein Vorgang, den wir eben deshalb nur flüchtig berühren wollen.

Einige Tage später, nachdem Martha den Besuch des höflichen Sennor Joturiz, und jenen des tapferen Manuel erhalten hatte, trug sie ihre fertigen Arbeiten zur Demoiselle Raynal und bemerkte unweit der Ladenthür ein Weib, das sie mit auffälligen Blicken zu mustern schien.

Martha beachtete dies wenig, als sie aber bald darauf wieder aus dem Hause trat, kam ihr dieses Weib entgegen, am Arme des wackern Manuel, welcher, wie das in derlei angenehmen Umständen leider gebräuchlich ist, eine halb jammervolle, halb lächerliche Rolle spielte.

Diese Frau war die frühere Verlobte Manuel's, welche er, Martha's wegen, vernachlässigt hatte.

Ob eine Aussöhnung stattgefunden, oder sie sich seiner gewaltsam bemächtigt hatte, wissen wir nicht und hegen nur die Vermuthung, daß sie ihn durch irgend eine List bewogen, ihr zu folgen.

Eularia aber stand jetzt ihrer eingebildeten Nebenbuhlerin gegenüber, überhäufte sie mit Schmähungen und forderte endlich ihren wieder gewonnenen Freund auf, ein Gleiches zu thun.

Wie es bei dergleichen ärgerlichen Händeln stets der Fall, hatte sich rasch ein Volkshaufe um die beiden Frauen versammelt, und als Martha, auf den Tod erschrocken, sich in das Haus der Demoiselle zurückziehen wollte, fand sie die Thüre von innen verriegelt.

Die Demoiselle hatte sich vorsichtig eingeschlossen, da sie ein Eindringen des Volkes fürchtete, wenn sie Martha Schutz gewährte.

Der Kreis der Umstehenden verengerte sich aber nun, man nahm Partei gegen die Fremde, vielleicht standen Thätlichkeiten nicht ferne, und jetzt näherte sich Manuel, von Eularia gedrängt, dem hilflosen jungen Mädchen.

In diesem Augenblicke aber warf sich ein junger Mann, der bisher unter den Zuschauern gestanden hatte, mit der Schnelligkeit des Blitzes auf Manuel und schleuderte ihn zu Boden, und als dieser sich rasch aufgerafft hatte und mit einem Messer auf seinen Feind eindringen wollte, entriß ihm das der junge Mann und warf ihn zum zweitenmale nieder.

Dann trat er, die erbeutete Waffe stoßfertig in der Rechten haltend, zu Martha, ihr die Linke bietend, und bat sie mit wenigen und kunstlosen Worten, daß sie ihm folgen sollte, indem er sie nach Hause begleiten wolle.

Die Stimmung der Umstehenden hatte sich jetzt rasch geändert.

Man gab Raum, man rief dem Befreier der jungen Deutschen Lobsprüche zu und lachte Manuel aus, und es mag sein, daß dies geschah, weil das Redlichkeitsgefühl der Zuschauer erwacht war. Oder weil man es häufig liebt, sich auf Seite des Siegers zu stellen.

Endlich aber, weil man sich vielleicht erinnerte, daß Manuel bei der Douane diente, welche noch häufiger ein großer Theil der Bevölkerung aller Länder außerordentlich wenig liebt.

Wie dem sei, der junge Mann brachte, nur noch eine kurze Strecke von Eularia's gellender Stimme verfolgt, seinen Schützling glücklich nach Hause.

Dieser junge Mann war Pablo, der Sohn der häßlichen Pepa auf der Cuesta de Prado, und er selbst war ebenfalls nichts weniger, als eine Schönheit.

Wie seine Mutter war er größer, als die meisten seiner Landsleute, aber war er gleichwohl stark und ungewöhnlich kräftig, so schien ihm dennoch alle Zierlichkeit der Bewegung zu fehlen, und sein Gesicht war geradezu in hohem Grade unschön.

Die Wohnung Martha's schien er übrigens genau zu kennen, denn ohne nach dem Wege zu fragen, begleitete er sie bis an ihr Haus, mit schlichten Worten die Weinende über den Vorfall tröstend, und unter der Thüre sagte er ihr, daß er morgen wieder kommen würde, um zu fragen, ob er ihr nützlich sein könne.

Er bat nicht um die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, sondern sprach einfach, wie etwa ein Diener zu seinem Herrn gesprochen haben würde:

„Ich komme also morgen, um Euere Befehle entgegen zu nehmen."

Als aber Martha auf ihre Stube gekommen war, fiel ihr bei, daß sie kein Wort des Dankes zu ihrem Erretter gesprochen hatte und sie freute sich auf sein Wiederkommen, um ihre Vergeßlichkeit gut zu machen.

Eine halbe Stunde später erschien ein Junge mit einem Schreiben der Demoiselle Raynal, in welchem dieselbe erklärte, daß sie keine Arbeit mehr für sie habe, und sie höflich, aber sehr bestimmt ersuchte, ihr Gewölbe ferner nicht mehr zu betreten.

Der Skandal vor ihrem Hause hatte die Französin hiezu bestimmt, aber eben diese Arbeit war die einzige Erwerbsquelle, welche Martha bisher hatte finden können.

Trostlos sann sie nach, was zu beginnen, da öffnete sich die Thür, und die eintretende Hausfrau sagte in unfreundlichem Tone:

„Ich will Euch warnen, obgleich Ihr es kaum verdient. Wenn Ihr aber, wie Ihr es zu thun gewohnt seid, Euer Essen aus der Fonda holt, so hütet Euch! Das Unrecht, welches Ihr der armen Eularia angethan habt, trägt Euch keine guten Früchte, und einen Straßentumult will ich auch vor meinem Hause nicht haben."

Das war wohl der Hauptgrund, weshalb sie warnte, und Martha halb errathend, was im Werke, schlich sich, nachdem die Berichterstatterin gegangen war, an ein Fenster des Hauses, welches auf die Straße mündete, und spähte, ohne von dort gesehen zu werden.

Drüben, auf der anderen Seite der Straße, auf der Bank vor dem Hause eines Schmiedes, hatte Eularia Platz genommen und bewachte, in Gesellschaft einiger Freundinnen, die Hausthür Martha's.

Diese wußte genug.

Sie hielt ihre Mahlzeit mit ein wenig Maisbrod und Wasser, und trotzdem, und trotz ihrer Kümmerniß, stahl sich ein spöttisches Lächeln über ihr Antlitz, wenn sie der lieben Eularia gedachte, welche fruchtlos drüben beim Nachbar Schmied auf sie wartete und alle die schönen Dinge, welche sie ohne Zweifel auszuführen sich vorgenommen hatte, bleiben lassen mußte.

Aber morgen, und in der Folge?

Die arme Martha verbrachte eine schlimme Nacht, die schlimmste vielleicht, welche sie bisher sorgenerfüllt im fremden Lande durchwachte.

Am andern Morgen erschien, schon ziemlich frühe, Pablo.

Er blieb verlegen an der Thüre stehen, drehte seinen Hut in den Händen und hatte allem Anscheine nach Etwas auf dem Herzen, das er zu sagen sich scheute.

Welch ein Unterschied zwischen den feinen Manieren des Sennor Joturiz und dem zuversichtlichen Wesen des tapferen Manuel und der täppischen Befangenheit dieses blöden, jungen Mannes!

Martha kam ihm aber mit herzlichen Worten entgegen, dankte ihm mit den wärmsten Ausdrücken für seinen gestrigen Schutz und fügte dann scherzend hinzu, wie sie gestern von Eularia belagert worden sei.

Es schien, als habe sie dem jungen Manne über einen Theil seiner Verlegenheit hinweg geholfen, denn er faßte sich jetzt ein Herz, und ohne auf den Dank Martha's zu antworten, sagte er:

„Den Manuel könnt Ihr nicht heirathen, wenigstens jetzt nicht. Seine frühere Geliebte hat die halbe Stadt in Aufruhr gebracht, fast Alles ist erzürnt über Euch, und wenn ich auch stets zu Eurem Schutze bereit bin, so könnte es Euch doch einmal schlimm ergehen."

Eifrig verwahrte sich jetzt Martha.

Sie erzählte, mit welcher Zudringlichkeit sie dieser Manuel verfolgt habe, und daß sie ihm gestern alle Hoffnung auf ihre Hand benommen, obgleich sie nicht im entferntesten Kenntniß gehabt hätte von seinem Verhältnisse zu jener Eularia.

Das Herz schien Pablo aufzugehen bei diesen Worten Martha's.

Das junge Mädchen hatte keine unwahre Silbe gesprochen, aber er hätte höchst wahrscheinlich auch in ein ganz artiges Lügengewebe nicht den mindesten Zweifel gesetzt, einfach aus dem Grunde, weil eben sie es war, die es vorbrachte.

Der junge Mann war offenbar von großer Einfalt, ohne deshalb einfältig zu sein, wie er denn auch seinen Sinn für das Praktische bewies, indem er erklärte, daß er nun vor Allem gehen wolle, Speise für Martha herbei zu schaffen, da gestern Schmalhans Küchenmeister gewesen, und auch heute es nicht wohl möglich für sie sei, sich auf die Straße zu begeben.

Sie ließ es geschehen, und kurze Zeit nachher saßen Beide friedlich plaudernd wieder zusammen.

Er erzählte ihr jetzt, daß er Pablo Neyrete heiße, und auf der Cuesta de Prado zwar keine Hacienda, aber doch eine Haciendeja besitze, kein Landgut, aber ein Gütchen, auf welchem sich gegenwärtig seine Mutter befinde, daß letztere dasselbe bewirthschafte, während er ihr an die Hand gehe, nebenher aber auch noch andere Geschäfte im Lande betreibe.

Martha ihrerseits sprach von Europa, so weit sie nämlich von ihm verstanden zu werden glaubte, von den Gründen, weshalb sie ausgewandert, und von dem Tode ihres Bräutigams.

Besonders schien dieser Trauerfall dem sonst so gutmüthigen Pablo eben nicht zu Herzen zu gehen, und als neben anderen Dingen Martha später auch noch des Absagebriefes der Demoiselle Raynal erwähnte, rieb er sich vergnügt die Hände und rief:

„Das ist prächtig! Besser hätte es gar nicht kommen können!"

„Aber ich bin brodlos," sagte Martha verwundert.

„Eben deshalb," versetzte Pablo mit gesteigertem Entzücken.

Und dann kämpfte er die Verlegenheit nieder, welche wieder über ihn zu kommen schien, und machte Martha mit einfachen Worten den Vorschlag, zu seiner Mutter auf die Cuesta de Prado zu ziehen.

„Wenn Ihr dort gar nicht eingewöhnen könnt," fügte er hinzu, „könnt Ihr später immer wieder in die Stadt, bis hier das Schlimmste vorüber. Aber ich glaube, es wird Euch dort gefallen!"

Martha besann sich einige Augenblicke, dann sagte sie:

„Wird Eure Mutter mich, die Fremde, so ohne Weiteres bei sich aufnehmen wollen?"

„Oh," rief Pablo freudig, „sie thut, was ich will. Eine Fremde seid Ihr aber nicht, denn ich kenne Euch schon fast eben so lange, als Ihr hier seid, habe ich gleichwohl gestern zum ersten Male mit Euch gesprochen."

Deshalb also wußte er gestern den Weg zu ihrer Wohnung so gut zu finden.

Die Zahl von Martha's Verehrern hatte sich um einen vermehrt, um einen, der sie schüchtern aus der Ferne anbetete, und dem erst die Noth, in welcher sie sich befand, den Muth gab, sich ihr zu nähern.

Er war nicht der Schlimmste, und wider Willen mußte sich Martha gestehen, daß dieser ungelenke junge Mann einen vortheilhafteren Eindruck auf sie machte, als alle die geschmeidigen Männer, welche sich bisher an sie gedrängt hatten.

Sie sagte zu, und obgleich Pablo offenbar außer sich vor Entzücken war, verleugnete sich sein praktischer Sinn doch keinen Augenblick, er entfernte sich, um Vorkehrungen zur Reise zu treffen, und kehrte nach einigen Stunden wieder, mit der Nachricht, daß er am nächsten Morgen mit einer Birloche erscheinen werde, um sie sammt ihren Habseligkeiten zu seiner Mutter zu führen.

Was diese Birlochen betrifft, so waren es zweiräderige Wagen, in welchen man damals die Reise von Valparaiso nach Santjago machte. Zwei Reiter und ein Dutzend ledige Pferde zum Wechseln begleiteten diese Fuhrwerke, in welchen man auf die verrückteste und tollste Weise in der Ebene sowohl, wie bergauf und abwärts dahin jagte.

Martha kam sich in dem rasch dahin fliegenden Wagen, begleitet von zwei berittenen Knechten und von Pablo, der neben dem Kutschenschlage galopirte, wie eine vornehme Dame vor, welcher ihr Cavalier das Geleite gibt.

Vergnügt und glücklich im Herzen erreichte Martha den Fuß der Cuesta, an welcher sich jedesmal ein Posthaus befand, und blos dort erlebte sie einen kleinen Schrecken.

Wie aus der Erde gewachsen stand plötzlich eine menschliche Gestalt neben der Birloche und, eine fleischlose Hand ihr entgegenstreckend, sagte sie:

„Gebt einer alten Unglücklichen, welche selbst nicht weiß, wie alt sie ist, eine Kleinigkeit!"

Es war ein Weib, oder besser eine lebende Mumie, in einen schwarzen Fetzen gehüllt, umflattert von weißen Haaren, eine grauenhafte, fast gespenstige Erscheinung.

Martha reichte ihr eine für ihre Umstände ziemlich reichliche Gabe, worauf die Alte sie segnete und dann am Fuße des Berges zu verschwinden schien.

Die Knechte aber trieben zur Eile.

„Es ist des Teufels Großmutter," sagte der Eine derselben, und der Andere fügte hinzu:

„Es ist eine Hexe oder ein Gespenst, macht, daß wir von ihr fort kommen."

Während man aber den steilen, im Zickzack aufwärts führenden Weg auf die Höhe zurücklegte, erzählte Pablo seiner Schutzbefohlenen Folgendes:

Diese Greisin mußte wirklich ein unbegreiflich hohes Alter erreicht haben, aber weder sie selbst, noch irgend Jemand sonst vermöchte dieses Alter zu schätzen, und sie gab vor, ihr Herkommen vollständig vergessen zu haben. Thatsache war aber, daß sie schon vor der ersten Revolution in Chile (1810) bettelnd an jener Stelle des Berges in einer Lehmhütte gewohnt habe, und daß die ältesten Männer schon als kleine Jungen sie genau in demselben Zustande, wie gegenwärtig, gesehen hätten.*)

Martha mußte gestehen, daß die Erscheinung dieses sonderbaren Wesens einen beängstigenden Eindruck auf sie gemacht habe, und noch in späterer Zeit sah sie dieselbe nicht selten in ihren Träumen, ja, einmal glaubte sie selbst im wachenden Zustande ihr begegnet zu sein, für die erste Zeit aber verwischten andere Eindrücke das Bild der unheimlichen Alten.

(Schluß folgt.)

*) Wir selbst sahen diese räthselhafte, weibliche Ahasvera genau, wie sie oben geschildert ist, im Jahre 1850. Wir beschenkten sie, sie gab uns dafür ihren Segen, und, für die Westküste wenigstens, hat derselbe nicht schlimm angeschlagen. B.

Londoner Plaudereien.

Auch in England „wandelt man nicht ungestraft unter Palmen" und so fangen wir auch bereits an die Folgen der Saison, in deren vollem Fahrwasser wir uns seit Anfang Mai befinden, in bedenklicher Abnahme der körperlichen Elasticität wahrzunehmen. Wer kann es uns Männern verargen, wenn wir nach des Tages Last und Mühe, zweimal Prince Park, lunch, dinner und vielleicht drei oder vier langweiligen musikalischen Abendunterhaltungen, wo man aus Furcht den sprüchwörtlich gewordenen silbertönigen Gesang einer blonden Engländerin, von der die alten Römer ausgerufen hätten „o Du herrliche englische Sängerin" zu stören, nicht einmal irgend eine geistreiche Conversation oder „Flirtation" anfangen darf, sondern sich verstohlen hinter der vorgehaltenen Hand angähnt, wer kann es uns verdenken, sage ich, wenn wir nach der Oper mit der lieblichen Aussicht auf ein halbes Dutzend Bälle vor Augen, ermattet in einen Fauteuil im Rauchzimmer unseres Clubs fallen, einen B. und S. vertilgen und müde geworden, anstatt auf den Ball, wo man uns „the lords of the creation" ungeduldig erwartet, ruhig nach Haus gehen, uns aufs Ohr legen, um für das kommende harte Tagwerk die nöthigen Kräfte zu gewinnen. Denn allen Anforderungen, welche die Gesellschaft während der Saison an ihre Mitglieder stellt, gerecht zu werden, ist wirklich ein hartes Tagwerk zu nennen. Wenn wir Männer nun schon so zu klagen anfangen, was müssen dann aber die Damen, die armen fashionablen Damen sagen, die von Morgens zehn bis Nachts vier Uhr auf dem Posten sein müssen, um in dem großen Wettrennen nach Stellung, Ehre, Reichthum, Auszeichnung, guten Partien 2c. ihren Platz zu behaupten. Der Heroismus und die Standhaftigkeit, mit dem diese Weltdamen ihr schwieriges Amt erfüllen, sind wahrhaft bewunderungswürdig und die Behauptung gewisser Moralisten, daß dieselben (die Damen nämlich) in Trägheit und Müßiggang dem lieben Gott die Zeit wegstehlen, fällt in Nichts zusammen, wenn man nur einen flüchtigen Blick in das Leben dieser „fashionable Ladies" thun und ihr Werk eines Tages betrachten will: Die Frühpost bringt eine große Anzahl von Briefen, Einladungen 2c., welche sofortige Beantwortung und Buchung erfordern, die Artikel der Times müssen überflogen, die fashionable Intelligenz der Morning Post sorgfältig studirt werden, Kritiken über Theater, Concerte, Gemäldeausstellungen und neueste Erscheinungen in der Literatur dürfen auf keinen Fall übersehen werden. Hierauf hat der Koch Audienz, das Menu für das Abends acht Uhr stattfindende Diner wird besprochen; die Einladungen dazu sind natürlich schon früher ausgesandt, was gewiß die schwierigste Arbeit im ganzen socialen Puppenspiel zu nennen ist, da von dem richtigen Zusammenbringen der für einander passenden Personen ohne alle Frage der Erfolg einer fashionablen Dame in der Gesellschaft abhängt. Es erfordert das Arrangement eines Diners einen Aufwand von Geist, Aufmerksamkeit und gesellschaftlicher Routine, die leider nicht oft genug angetroffen werden. Nach dem Koch kommt die Schneiderin, Modistin 2c., neue Kleider müssen anprobirt, neue Moden besprochen werden. Zwischen zwölf und zwei Uhr wird Prince's Skating Rink und Rotten Row besucht. Hier müssen nicht allein die eigenen Töchter beobachtet werden, sondern auch, um über Alles, was in der „Welt" vorgeht, au fait zu sein, die der Freundinnen, mit denen zu gleicher Zeit in zarter Harmonie causirt wird. Nach dem lunch, wozu höchst selten Einladungen ausgegeben werden, sondern wo gewöhnlich diejenigen Herren, mit denen die jungen Damen zuletzt bei Prince's schlittschuhgelaufen, eo ipso theilnehmen, „drop in", wie man dies hier nennt, muß frische Toilette gemacht, eine Liste für die abzustattenden Visiten entworfen, müssen Karten abgegeben, Läden, Hyde Park, Prince's „5 o'clock tea", sogenannte Kettledrums besucht werden. Unterdessen ist es sieben geworden, man eilt schleunigst nach Haus, um sich zum Diner anzukleiden, wo Literatur, Theater, Musik, neueste politische und Tagesereignisse, Vorkommnisse im Parlament, auch etwas Skandal die Gegenstände der Conversation bilden. Nach dem Diner ziehen sich die Damen in den drawing room zurück, wo sie endlich eine halbe Stunde verhältnißmäßiger Ruhe genießen können, während die Herren bei der Flasche und wie es glücklicherweise in vielen Häusern neuerdings eingeführt, auch bei der Cigarre sitzen geblieben. Nachher zu drei oder vier „Musical parties" und zum Schluß zu einem Ball, wo in heißen und wie es hier leider immer der Fall ist, überfüllten Räumen so lange getanzt wird, bis die Morgensonne Einhalt gebietet, und die arme fashionable Lady endlich sich der wohlverdienten Ruhe hingeben kann. Ist es dann nicht einfach Ironie, wenn man von dem „trägen Leben" einer Weltdame spricht? Der Löwe der diesjährigen Saison ist nicht Disraeli, wie man billigerweise erwarten dürfte, sondern der gefallene Minister Gladstone, der, seinen Freund Homer zum ersten Mal im Stich lassend, sich mit wahrem Jugendeifer in den Strudel der Vergnügungen stürzt und ein in den besten Häusern des Westends gern gesehener und erwünschter Gast ist, hat er doch den Ruf eines der angenehmsten und geistreichsten Causeurs in London.

Im ganzen Uebrigen verläuft die Saison in gewöhnlicher und bekannter Weise, verschiedene Levers, drawing rooms, einer bei glühender Sonnenhitze und der andere bei Regen und Hagel und das in einem Zwischenraum von achtundvierzig Stunden, einige Staatsconcerte, bei denen die

Königin abwesend ist, unzählige fashionable Diners um acht Uhr, Abendgesellschaften, Bälle, Pferderennen ꝛc. bilden das Programm; kurz, die Saison unterscheidet sich nur darin vor ihren Vorgängerinnen, daß wenn früher auf die Frage „Was ist die Season?“ die kalauernde Antwort lautete: „Wo Lohengrin versprochen und nicht gegeben wird“, in diesem Jahr das Gegentheil der Fall ist. Wagner's Lohengrin ist am 8. Mai im Covent Garden in prächtiger Ausstattung zum ersten Male in England aufgeführt worden und hat einen durchschlagenden Erfolg erzielt und einen Enthusiasmus hervorgerufen, der wohl in den Annalen der Londoner Italienischen Oper einzig dasteht und gewiß der Aufregung, welche eine glückliche „première“ im Pariser Theatre français erzeugt, gleichgestellt werden kann. Allerdings muß ich in unparteiischer Schilderung der Thatsachen erwähnen, daß der Hauptbeifall vom „furor teutonicus“ gespendet wurde, indem das deutsche Element, welches in großer Anzahl auf den Gallerien und dem Amphitheater vertreten war, auch nicht die schüchternste Opposition duldete und mit höllischem Lärm die Wiederholung der Ouverture, des Schwanengesangs, des Brautzuges und aller in diesem Chaos von Tönen nur einigermaßen dem Ohre wohlgefälligen Melodien (wie wenige!) verlangte, so daß sich die Aufführung bis ein Uhr Nachts ausdehnte. Das Haus war ausverkauft, der englische Hof, die Königin natürlich ausgenommen, die ganze hohe Titel- und Geldaristokratie, alle großen Namen in der Literatur und der Presse waren vertreten, und Alles blieb bis zum letzten Augenblick geduldig auf seinem Platze. Die Ausstattung war, wie ich schon sagte, eine prächtige und soll Mr. Sye über 4000 Pf. Sterling gekostet haben, die Aufführung eine bis ins kleinste Detail tadellose, sogar die Chöre waren gut.

Mlle. Albani war eine reizende Elsa, in Stimme sowohl wie in Erscheinung, M. Nicolini in seinem prächtigen silbernen Panzeranzug aber ein solch wunderschöner Lohengrin, wie ihn sich der verwöhnteste Wagnerianer nicht schöner und edler hätte wünschen können. Mlle. d'Angeri erntete durch künstlerische Wiedergabe der unsympathischen Ortrud wohlverdienten Beifall, ebenso M. Maurel als Frederico.

Im Gegensatz zu dem de facto erzielten ungeheuren Erfolg verhält sich die Kritik in den leitenden Zeitungen und Magazinen höchst kalt und ironisirt die Idee, daß diese Art Musik „the music of the future“ sein soll. Soweit ich aus der Conversation in den Salons mir ein Urtheil bilden kann, ist die Oper vorläufig durchaus nicht nach englischem Geschmack und wird es wohl auch nie werden.

Einer meiner Freunde, ein englischer Admiral, großer Musikliebhaber, antwortete mir auf meine Frage: „Was er über Lohengrin denke?“ „I can't tell — ich kam um halb zwei Nachts nach Hause und hatte von dem Lärm solche Kopfschmerzen, daß ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte.

Wir haben jetzt hier zwei französische Truppen, die eine für Opera Comique, die andere für Lustspiele, beide leisten Vorzügliches, letztere besonders führt das Zugstück des Pariser Palais Royal „La Boule“ in solcher Vollendung auf, daß mir neulich eine englische Dame nach der Aufführung desselben sagte: „Wie ist es möglich, daß man, nachdem man dies vorzügliche Spiel gesehen, noch in ein englisches Theater gehen kann?“ — Eine strenge, aber gerechte Kritik der englischen Bühne.

Eine wunderbare neue Mode will ich hier noch zum Schluß erwähnen, welche darin besteht, daß die Damen über eine weiße Halskrause einen zwei Finger breiten, einem Hundehalsband ähnlichen (meine schönen Leserinnen verzeihen mir diesen profanen Vergleich, aber es ist der einzig richtige) silbernen Halsring tragen, welcher mich lebhaft an unsere Armeegensdarmen im letzten Kriege erinnert.

Im Begriff diesen Brief zu schließen, höre ich soeben, daß einige englische Gentlemen Skating Rinks nach englischem Muster in Berlin, Dresden ꝛc. einführen wollen — ich begrüße dies Unternehmen mit Enthusiasmus, da ich fest überzeugt bin, daß meine schönen Landsmänninnen sich mit ebenso großem Vergnügen und Eifer wie die Engländerinnen diesem angenehmen und gesunden Zeitvertreib hingeben werden.

Für meine Leserinnen, welche Englisch verstehen, zum Schluß noch ein kleines „puzzle“:

Make one word out of „new door“;

und zu gleicher Zeit die Auflösung meiner früheren Räthsel: Der „Mann im Bilde“ (Seite 98) war der Sohn meines Freundes, Seite 131 ist der Buchstabe A gemeint.

Hugo Kober.

Beantwortungen. Zu Frage 7 auf Seite 100, Jahrgang 1874. Zur Herstellung von Senffrüchten taugen: Melonen, Kürbisse, Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen und Pfirsiche. Das Gewicht des Zuckers muß dem Gewicht der geschälten und entkernten Früchte gleichstehen, das des Senfmehles auf je 500 Grm. Zucker 70 Grm. betragen. Die Früchte werden geschält, die Kerne und alles Weiche entfernt, in beliebige Stücke geschnitten und in wallendem Wasser halbweich gekocht. Nachdem die Stückchen auf einem Sieb abgelaufen und gekühlt sind, werden sie in den, durch Aufkochen mit wenig Wasser geläuterten, noch heißen Zucker gelegt, 24 Stunden am kühlen Ort darin stehen gelassen, wieder mit Zucker aufgekocht, abermals 24 Stunden und danach nochmals aufkochen gelassen. Nach diesem letzten Aufkochen wird das Senfmehl mit einem Theil des noch heißen Zuckers angerührt und mit dem Eingemachten vermengt. Abgekühlt, mit Blase oder Pergamentpapier überbunden, hält sich diese Conserve sehr lange und ist eine beliebte Beilage zu allem Gebratenen. Wer Bienenhonig anstatt des Zuckers verwenden will, kann es wohl thun, die Bereitungsart bleibt dieselbe, nur muß man auf 400 Grm. Honig 600 Grm. Früchte nehmen. Manche mischen fein geschnittenen Meerrettig unter das Eingemachte, es ist wohlschmeckend, aber durchaus Geschmackssache.

Zu Senffrüchten ohne Zucker werden die Früchte, nachdem sie in Wasser halbweich gekocht sind, in guten kalten Weinessig gelegt, welchem, auf je ein Liter Essig, 60 Grm. Senfmehl, 30 Grm. ganzer Pfeffer, 30 Grm. ganze Nelken und nach Belieben Meerrettig beigefügt wurde.

Fortschritts- Medaille. **W. Spindler,** Wien. 1873.

BERLIN,
Wallstraße 11—13
und
Spindlersfeld bei Cöpenick.

Färberei, Druckerei und Reinigungs-Anstalt
für
Herren- u. Damen-Garderobe.

Breslau, Ohlauerstrasse 83. Tauenzienplatz 1.
Leipzig, Universitäts-Strasse 10.
Hannover, Georgstrasse 10.
Magdeburg, Breiteweg 188.
Potsdam, Nauenerstrasse 39.
Hamburg, Neuer Wall 50.
Altona, Rathhausmarkt 38.
Dresden, Schössergasse 1. Neustaedter Rathhaus.
Stettin, Breitestrasse 32.
Halle, am Markt 9. [149

Agenturen
in allen
grösseren Städten
Deutschlands.

Paris 1867. London 1862.

B. Sommerfeld's
Tapisserie-Manufaktur en gros & en détail,
Berlin W., Leipzigerstr. 42, 1. Etage,
empfiehlt das größte Lager von angefangenen und fertigen Stickereien, sowie sämmtliche Materialien zu deren Anfertigung. [9

Curort Augustusbad bei Radeberg.
Sächs.-Schles. Bahn, unweit Dresden.
Saison vom 15. Mai bis 15. September.
Altbewährte Stahlquellen, Moorbäder, Milch- und Molkenkur.
Hervorragende Wirksamkeit bei Blutarmuth, Scrophulose, chronischer Gicht, Rheumatismus, Hautausschlägen und spezifischen Frauenkrankheiten. [233
Badearzt Dr. Dommer.
Herrliche Lage, windstilles Thal mit großem Waldpark, Poststation, Omnibus- u. Droschkenverbindung mit allen Eisenbahnzügen.
Täglich zwei Concerte von der Curcapelle, 250 Logiszimmer zu den verschiedensten Preisen.
Prospecte und nähere Auskunft bei der Badeverwaltung daselbst.

½ Stunde von Frankfurt a. M. **Bad Homburg** ½ Stunde von Frankfurt a. M. [244
Wirksame Brunnenkur bei allen Magen- und Unterleibsleiden (Leber, Milz, Gelbsucht, Gicht). Wegen der frischen Bergluft ist der Aufenthalt sehr empfehlenswerth für Nervenleidende. Mineral-, Sool- und Kiefernadel-Bäder. Molkenkur. Vorzügliches Orchester, Theater, Réunions, Waldfeste, Feuerwerke, Illuminationen. — Elegante Conversations- und Ballsäle, Lesezimmer, Café, Billards. Reizende Anlagen u. Park.

!Novitäten!
Illustrationen zu
Scheffel's Ekkehard.
12 Photographien nach Cartons von A. Liezen-Mayer, E. Grützner, G. Max, J. Flüggen, J. Benczúr, R. Seitz, W. Diez, J. Herterich u. Cl. Schraudolph.
Bildgrösse 42½ × 31 Centimeter.
Preis der ganzen Sammlung 144 Mark. Einzelne Blätter 15 Mark.

Illustrationen zu
Scheffel's Frau Aventiure.
12 Photographien nach Cartons von
A. von Werner,
Director der Akademie der bildenden Künste in Berlin.
Quart-Format in eleganter Mappe. Preis 30 Mark. — Cabinet-Format in eleganter Mappe. Preis 12 Mark.
Zu beziehen durch alle Buch- u. Kunsthandlungen.
Friedrich Bruckmann's Verlag
in München und Berlin. [268

Schablonen [253
für Weißstickerei: Monogramme, Languetten, Zwischensätze, Kronen, das Neueste, was der Bazar bringt, fertigt C. W. Hehl, Kupferstecher, Berlin S., Neue Roß-Str. 1.

Velimer Eisen-Chocolade
mit Král's körnigem Eisenzucker.
Bei Blutarmuth, Bleichsucht oder deren Folgekrankheiten ärztlich empfohlen. Dieselbe ist zum Kochen in Päckchen zu ¼ Kilo à 80 Kr. öst. W. = 1½ Mark, zum directen Genuss in Cartons (Pastillenform) à 25 Kr. öst. W. = ½ Mark durch Apotheken u. a. durch das Haupt-Depôt:
Velimer Fabriks-Niederlage in Prag
gegen Einsendung des Betrages oder gegen Postnachnahme zu beziehen. Verpackung wird nicht berechnet. [217

Zschopau-Thal-
Himbeer-Limonaden-Essenz,
selbst gepreßt, in feinsten, echt indischen Zucker stark eingesotten, reine Fruchtsäfte, ohne künstliche Färbung und Aether garantirt,
à Ctr. 21 Thlr.,
1 Dutzend Flaschen 5 Thlr.,
1 Probeflasche 13 Ngr.,
versendet nach jedem Platze prompt [222
August Gey, Zschopau i. S.

Moras haarstärkendes Mittel.
Dieses unübertreffliche Fabrikat, 17jährigen steten Erfolges, kostet in Originalkistchen à 6 Flaschen 10 Mark. A. Moras & Cie., Cöln. [92

Briefmarken
kauft, tauscht und verkauft [255
G. Zechmeyer in Nürnberg.

Bazar de Voyage,
J. Demuth, Berlin,
Schlossfreiheit 1.
Fabrik und größtes Lager von Reise-Effecten und feinen Lederwaaren.
Empfiehlt sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnirung von Handarbeiten in diesem Genre. [11

L'Union des Indes, 1 rue Auber, Paris versendet franco bis zu 900 Muster für Roben von Foulard de l'Inde. Dieses ist auch das einzige Dépôt Europas für den ächten Cachemire de l'Inde. [237

H. Lisser Wwe,
Berlin, Jägerstr. 42,
empfiehlt
Corsets, Jupons, Tournures
in reichster Auswahl und jedem Genre. [5

Eine Tasse Kaffee
von vorzüglichem Geschmack und prachtvoller Farbe, wie man sie in Wien, Prag und in den böhmischen Bädern trinkt, erzielt man, wenn man dem Bohnen-Kaffee eine Kleinigkeit Otto E. Weber's Feigen-Kaffee*) zusetzt.

*) Von der Redaction des „Bazar“ in No. 14, Jahrgang 1874, rühmlichst empfohlen. — Preis à Pfund 10 Sgr. — Bei Abnahme von 5 Pfd. Zusendung franco. — Zu haben in der Fabrik von Otto E. Weber, Berlin S. O., Schmidstraße 31. [12

Caffee-Lager
H. VOSS, Hamburg,
24. Gr. Bleichen. 24. [264

Mocca	pr. Pfd. 150 Pf.	=	15 Sgr.
Cheribon	pr. Pfd. 150 Pf.	=	15 Sgr.
Ceylon	pr. Pfd. 140 Pf.	=	14 Sgr.
ff. Java	pr. Pfd. 140 Pf.	=	14 Sgr.
f. Java	pr. Pfd. 130 Pf.	=	13 Sgr.
La Guyra	pr. Pfd. 120 Pf.	=	12 Sgr.
Campinos	pr. Pfd. 110 Pf.	=	11 Sgr.
Santos	pr. Pfd. 100 Pf.	=	10 Sgr.
Domingo	pr. Pfd. 95 Pf.	=	9½ Sgr.
Rio	pr. Pfd. 85 Pf.	=	8½ Sgr.

Wenn zollfrei pr. Pfd. 2 Sgr. mehr.

Dr. Eduard Meyer, Frauenarzt,
Berlin, Wilhelmstr. 28. [260

Zu
Reisekleidern.
Waschbare Shantung-Roben (18 Mr. enthaltend), pro Robe 10 u. 12 Thlr.,
Mohair tricotage,
Beige, assortirt mit correspondirenden Ueberwurfsstoffen,
Toile d'Italie, Meter 9 Sgr., assortirt mit gestreiften, carrirten, durchbrochenen Tunique-Stoffen empfiehlt
H. LISSAUER,
265] Hoflieferant,
Berlin W., Jägerstrasse 24.
Muster nach ausserhalb franco.

Die GRAY'sche amerikanische Papierwäsche
für
Herren, Damen u. Kinder
aus der Fabrik:
MEY & EDLICH,
Leipzig,
TRADE MARK
hat sich durch ihre Eleganz, durch die praktischen und gut passenden Façons, durch ihre grosse Haltbarkeit sowie durch die ausserordentliche Bequemlichkeit, welche sie Jedem, der sie trägt, bietet (das Waschen- und Plättenlassen fällt ganz weg), und ihres billigen Preises halber rasch die Gunst der besten Gesellschaftskreise verschafft, und wird ihrer grossen Vorzüge wegen auch jetzt in Europa allgemein adoptirt. — Die Papierwäsche mit vollständigem Leinenüberzug (Linen-cloth) ist das Vorzüglichste, was bis jetzt geleistet worden ist. Es werden
Kragen, Manschetten u. Chemisettes
in weiss, farbig u. mit Leinenüberzug
für Herren, Damen und Kinder fabrizirt.
193] **Der illustrirte Detail-Preis-Courant steht Jedermann gratis und franco zu Diensten.**
Versandt nach allen Ländern. — Wiederverkäufern Rabatt.
Briefe sind zu richten an **Mey & Edlich,** 9 Neumarkt, Leipzig.

Die vorzügliche Qualität der mit nebenstehender Marke bezeichneten Chocoladen aus der rühmlichst bekannten
Fabrik von Ph. Suchard
in Neuchâtel (Schweiz)
findet mit jedem Tage mehr die ihr gebührende Anerkennung; der stets steigende Absatz bietet dafür den besten Beweis. [184
Auf die große Auswahl zu Geschenken geeigneter Phantasieschachteln m. Chocolade wird noch ganz besonders aufmerksam gemacht.
Fabrik-Marke. Entrepôt général à Paris, 16 rue Montmorency.

Soeben erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:
Drei Cassetten.
Roman von Mariam Tenger.
4 Bände 8°. Preis 15 Mark.
Dieser neue Roman der beliebten Verfasserin wird mit Spannung erwartet und mit grösstem Interesse gelesen werden. Er spielt theils in Wien, theils in Russland (der Krim); spannende Handlung, treffliche Charakterzeichnung und eine ebenso tiefe Kenntniss des menschlichen Herzens als des Lebens und Webens in den höheren und höchsten Schichten der Gesellschaft gehören zu den Vorzügen dieses Werkes, in welchem der Leser auch mancher liebgewordenen Gestalt aus früheren Romanen der Verfasserin (z. B. aus dem *Fest auf Arpadear; Ester Zivatar* u. A.) begegnen wird.

WLASTA.
Roman von F. C. Schubert.
1 Band 8°. Preis 6 Mark.
Nicht etwa die männerfeindliche Heldin der altböhmischen Frauen-Emancipationssage selbst ist es, welche dieser Roman schildert, sondern eine Theaterheldin, die in der Rolle als Wlasta die hohe Weihe ihrer dramatischen Kunst darlegt und die glänzendsten Triumphe feiert. Um die Heldin des Romans gruppirt sich eine Reihe der vielgestaltigsten Charaktere und wird dieselbe durch ihre Schicksale der Ring einer vielverschlungenen Kette spannender Situationen, so dass dieser neueste Roman Schubert's sowohl durch seine interessante lebensvolle Handlung, als durch seine scharf aufgefassten und treu geschilderten Charaktere des vollsten Beifalls der Lesewelt sicher sein kann. [267
Verlag der Bohemia in Prag.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,
prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.
G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. [44

Dr. Tritschler, [126
homöopathischer Frauen-Arzt,
Dresden, Christianstrasse 24.

Durch jede Buchhandlung ist zu beziehen:
Samson.
Tragödie in fünf Aufzügen
von Carl Thomas.
Am 12. December 1874 zum erstenmal im deutschen königl. Landestheater in Prag aufgeführt.
Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt.
9 Bogen 8. geheftet. Preis 2 Mark.
Die Tragödie „Samson“ erfreute sich bei ihrer Aufführung in Prag eines glänzenden Erfolges, wie er in unseren Tagen einem neuen Trauerspiele nur selten beschieden ist. Für die dramatische Kraft des Autors bietet diese ungewöhnlich beifällige Aufnahme des Stückes Seitens des Publicums ein um so stärkeres Zeugniß, je schwerer der einfach großartige Stoff in einem Bühnenwerke zu bewältigen war. Die Kritik schloß sich dem Beifall des Publicums in warmen Worten an, indem sie die Charakteristik der Hauptpersonen Samson und Delila, den ethischen Gehalt des Stückes, die Formschönheit, die concentrirte Kraft und den Gedankenreichthum der Verse rühmend anerkannte. „Die Empfänglichkeit für echte Poesie“, hieß es in einer der Besprechungen, „hatte redlichen Antheil an dem Beifall, den die Tragödie beim Publicum gefunden, und „Samson“ dürfte als ein bleibender Gewinn für den edleren Theil unseres Schauspielrepertoirs zu betrachten sein.“ [266
Verlag der Bohemia in Prag.

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.
J. A. F. Schmidt's kleiner
Hausgärtner.
Anleitung,
Blumen und Zierpflanzen in kleinen Gärten und Zimmern zu ziehen, nebst Kulturangabe der beliebtesten Zierpflanzen für Wohnzimmer, Kalthäuser und für das freie Land.
Neunte Auflage von J. Hartwig.
gr. 8. Geh. 3 M. 75 Pf. [263
Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Philipp Hirsch's Sohn,
Kunstblumen und Schmuckfedern,
WIEN,
24. Tuchlauben 24.
Weltausstellung 1873, Wien
Verdienst-Medaille. [38

Annoncen für den Bazar, Preis der fünfgespaltenen Nonpareille-Zeile 2 Mark, sind direct an die Administration des Bazar in Berlin, Enkeplatz 4, zu senden.

Verlag der Bazar-Actien-Gesellschaft (Director A. Hofmann) in Berlin SW., Enke-Platz Nr. 4. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Papier von der Berliner Actien-Gesellschaft für Papierfabrikation.

Hierzu eine Extra-Beilage.

Glasgeräthe für den Speisetisch.

II.

Wir denken nicht, heute so weit zurückzugreifen, um ausführlich zu berichten, wie die für uns maßgebende Gefäßbildnerei ihre Anfänge bei den alten, überhaupt bedeutsamen Culturvölkern, den Phöniziern und Egyptern fand, wie diese Völker die Lehrmeister der Griechen und Römer wurden, und diese selbst hinwieder es darin bald zu hoher Vollkommenheit brachten; wie die Kunst mehr und mehr entartete, bis Venedig dann, indem es die Antike wieder zu beleben trachtete, für die Glasindustrie eine neue in gewisser Hinsicht ganz wunderbare und in ihrer Weise vollendete Richtung schuf; wie später Böhmen, von der Bergkrystall-Schleiferei zur Bearbeitung des Glases übergehend, darin die Führung übernahm, und wie sich gegenwärtig die einzelnen großen Staaten an der Glasindustrie betheiligen.

Das wollen wir uns für ein anderes Mal vorbehalten.

Für heute beschränken wir uns darauf hinzuweisen, wie überhaupt gute Gefäßformen sein sollen: in erster Linie zweckentsprechend, dann dem Materiale gemäß, aus dem der Gegenstand gemacht ist, diese Doppelaufgabe aber muß in einer dem Auge wohlgefälligen, in kunstsinniger Weise gelöst sein.

Es gilt dies für das allereinfachste, wie für das dem höchsten Prunk dienende Erzeugniß. Daß die richtige Lösung der Aufgabe in beiden Fällen ein sehr verschiedenes Ergebniß liefern wird, ist selbstverständlich; denn im ersteren Falle ist die eminent praktische Verwendbarkeit, im zweiten die Pracht, die gezeigt werden soll, das zumeist Maßgebende, der wesentliche Zweck.

Daß aber auch die allereinfachsten Gebrauchsgegenstände nicht roh in den Formen zu sein brauchen, ja daß Ebenmaß und schöne Linien das gewöhnlichste, schmuckloseste Geräth zu einem Kunstgegenstande zu machen vermögen, das bedarf wohl hier nicht erst eines Beweises.

Ein jedes Gebrauchsgefäß soll gut zu reinigen, entsprechend leicht zu füllen und zu leeren, dann bequem zu handhaben sein. In öffentlichen Wirthschaften, wo rasche Bedienung gefordert wird, muß um so größeres Gewicht auf diese Eigenschaften, ferner auf die Dauerhaftigkeit und den möglichst geringen Preis solcher Gegenstände gelegt werden. Der Vornehme, der reichlich Bedienung und immer Zeit hat, wird der künstlerischen Form willen an die schlichte Zweckmäßigkeit gerne weniger strenge Ansprüche machen, wenngleich auch er niemals ganz darauf verzichten darf. Darum können wir auch z. B. jene enghalsigen Wasserflaschen nur tadeln, welche beim Ausgießen glucken, oder Krüge, deren Henkel nicht gut zu fassen sind, Pokale, die einen derart gearbeiteten Fuß haben, daß man, wenn man sie in die Hand nehmen will, sich die Finger verletzt.

Wie der Römer einen oben engeren Kelch hat, damit man die Blume des Rheinweins um so besser genießen könne, das Bierglas dagegen so geformt ist, daß man daraus mit vollen Zügen zu trinken vermag, so muß jeder einzelne Gegenstand vor Allem mit Verständniß des Zweckes, dem er zu dienen hat, geformt sein.

Was nun die zweite Bedingung betrifft, daß die Ausführung dem Materiale entsprechen soll, aus dem der Gegenstand geformt ist, so wollen wir uns heute darauf beschränken, zu sagen, daß es eben immer ein Anderes ist, ob man z. B. eine Kanne aus Silber, Eisen, aus Thon oder Glas zu machen hat; das Material allein schon ist bis zu einem gewissen Grade für die Form maßgebend.

Bezüglich des künstlerischen Momentes weisen wir heute nur darauf hin, daß, wie wir schon früher bemerkten, die Contour bei einem Gefäße immer die Hauptsache bleibt. Dieselbe muß eine bestimmte, klare, reine Linie geben, und dies ist, je einfacher geformt der Gegenstand ist, um so schwieriger, denn eine nicht unterbrochene, edel fließende Gefäßlinie ist unendlich heikler, als eine reich gegliederte. Das Ebenmaß in den Verhältnissen muß vor Allem gefühlt werden, sonst vermag die eingehendste Beschreibung nicht auszureichen; auch für die Anbringung der Verzierungen ist das eigene Feingefühl das Wichtigste. Ein jeder Gegenstand soll ferner einen bestimmt ausgesprochenen Charakter, er soll Stil haben.

Um das Richtige zu schaffen, bedarf es aber auch genauer Kenntniß der Technik, und daß die alten und mittelalterlichen Geräthe so meisterhaft geriethen, lag eben daran, daß die Handwerker selbst künstlerisch fühlende Männer waren, oder daß Künstler sich mit dem Handwerke eifrig befaßten, es selbst übten.

Unsere beiden Abbildungen stellen Trinkservice der berühmten Firma Lobmeyer in Wien dar, welche von verhältnißmäßig einfacher Art, aber in der Form geradezu mustergiltig sind.

Gr.

Die Mode.

In unserer an einen schnellen Wechsel gewöhnten und durch den Ueberfluß des Gebotenen verwöhnten Zeit wachsen mit der Befriedigung der Wünsche die Anforderungen in unverhältnißmäßiger Weise. Eine elegante Dame würde es dem Modisten kaum verzeihen, ihre Toilette nach einer bereits vorhandenen zu copiren, sondern erwartet mit jeder neuen Robe eine andere Schnittform und Garnirung. So elastisch sich die Erfindungsgabe der Kleiderkünstler erweist, um diesem Verlangen gerecht zu werden, zu einer derartig regelmäßigen Unbeständigkeit der Mode, diese mit jedem Kleide wechseln zu sehen, sind wir doch noch nicht gelangt, und voraussichtlich werden selbst die Umsturzgelüste betreffs der Tunika und des Costüms sich conservativeren Anschauungen unterwerfen.

Zur Promenade und Reise bleibt das Unterkleid aus einfarbigem Stoff mit langer Schoßtaille und Tunika oder mit Polonaise aus einem carrirten Gewebe bevorzugt, und selbst für die leichteren Toiletten, welche allmälig zur Geltung gelangen, wird das Unterkleid aus andersartigem Gewebe als praktischer für beliebige Variationen mit dem Ueberkleide beibehalten.

Als bemerkenswerth kann die Thatsache gelten, daß alle Costümkleider, namentlich diejenigen aus Wollenstoff, mit hinten geschlossener, längerer Tunika arrangirt sind, während die Haus- und Gesellschaftstoiletten die stoffreiche Schleppe unverdeckt zeigen und deshalb nur tablierartig garnirt, oder mit einer an beiden Seiten der Schleppenfalten endenden Tunika ausgestattet sind.

Der Puff ist zwar verschwunden, aber die Puffen sind geblieben, d. h. Draperien aller Art, die mit Schleifen, Stoffschärpen ꝛc. eine gemäßigtere Form vermitteln und durch diesen Uebergang zu einfacheren Stoffarrangements geführt haben.

Die carrirten Stoffe, ob Seide oder Wolle, arrangirt man im Interesse der Kleidsamkeit ihrer oft sehr umfangreichen Carreaux in schrägstehender Richtung und umgibt den Rand der Tunika, des Schoßes, der Revers ꝛc. mit dunklem Faye in der Schattirung des Dessins. Netzartige Franzen mit Bällchen zwischen und an dem Netz gelten als beliebtester Abschluß für die Tunika. Die lange, anschließende Küraßtaille dieser Toiletten ist entweder aus dem Besatzstoff (Faye) angefertigt und mit carrirtem Stoff besetzt, oder, aus letztgenannter Stoffart bestehend, vermitteln Faye-Aermel und gleiche einfassende Streifen den effectvollen Ausputz dieser Roben.

Auf einfarbigen Roben werden Borten oder Pleins von Blättern aus Seidenstoff applicirt: eine Arbeit, die sich den mit der Nähmaschine vertrauten Damen empfiehlt, da die mit Stielen verbundenen Blätter in ununterbrochener Naht festgenäht, erst nach ihrer Vollendung hinter den einfassenden Stichcontouren ausgeschnitten werden. Mit Perlenadern in den Blättern verziert, tritt das Dessin ungewöhnlich wirkungsvoll hervor. Anstatt der Blätter aus Seidenstoff sticht man mit Strohfäden Plattstichblätter auf Grenadinestoffe. Pailettes aus Stroh in verschiedenartiger Größe finden zu gleichem Zweck zwischen Stielstichen aus Strohfäden Verwendung.

Die zu Gunsten der Guipures seit längerer Zeit vernachlässigten Valenciennes treten von neuem in ihre alten Rechte und versprechen einen hervorragenden Platz unter den garnirenden Materialien einzunehmen.

Tabliers aus Spitzen-entre-deux, mit dunklem Sammetband zu dichten und transparenten Streifen verbunden, werden mit Westen in gleicher Ausführung über hellfarbigen Seidenroben getragen. Von den à jour-Geweben aus Seide, Wolle, Leinen und Baumwolle zu Ueberkleidern sprach ich bereits in einem früheren Bericht, muß aber dennoch nachträglich hinzufügen, daß diese Stoffe neuerdings in netzartiger Durchsichtigkeit fabricirt, zum Theil nur das schleierartige Ueberkleid eleganter Unterkleider aus Seidenstoff bilden.

Gestreifte Gaze algérienne wird trotz der Vorliebe für carrirte Dessins ebenfalls zu eleganten Toiletten gewählt, und selbst Echarpes aus diesem Gewebe versprechen als leichte Taillenhüllen für den Land- und Badeaufenthalt viel begehrt zu werden, namentlich wenn ihre Verwendbarkeit zur Tunika erst die verdiente Anerkennung gefunden haben wird.

Mit den weißen Roben führen sich aufs neue großcarrirte Schärpen und ungebleichte Spitzen als Ausputz ein. Die gelbliche Spitze auf den weißen Geweben tritt kräftiger hervor und wird durch die leuchtenden Farben der Schärpe im Effect unterstützt.

Weiße Piquéroben sah ich mit Mullplissés und weißen Perlmutterknöpfen garnirt.

Mit den neueren Seidenstoffen sind abschattirte Streifen in hellen Farbenstellungen und soie natté, ein wie Flechtarbeit erscheinender Stoff, eingeführt. In den Nüancen der einfarbigen Gewebe wechselt Grau oder Ecru in den unzähligsten Abweichungen. Sahara vereint beide Farben zu einer unbestimmten Nüance, während Ecorce, Ronce, Frêne mehr vom Braun entliehen haben. Silex ein grünliches Grau und Tempête sowie Minerai, ohne die Mischung mit Grün, zählen zu den unbestimmten grauen Farben.

Die schattirten Streifendessins, vom Écru zum Braun übergehend sowie Schattirungen anderer Farben rivalisiren mit den großcarrirten farbenreichen Madras, deren grelle Farbenstellungen zu den extravaganten Toiletten für Seebäder die geeigneteste Verwendung finden dürften. Trotz der langen Roben, die mit den nachwirbelnden Staubwolken ziemlich lobhaft an einen Kometenschweif erinnern und kaum der Fußspitze freie Passage gestatten, widmet man dennoch der Chaussure eine große Aufmerksamkeit. Der Molière-Schuh mit großer Rosette wird mit farbig seidenem oder mit carrirtem Strumpf aus schottischem Zwirn getragen und diese kokette Tracht keineswegs unbeachtet vorübergehen, wenn man sich der Nothwendigkeit fügt, die schleppende Robe an einer Seite zusammen zu raffen. Die weißen Unterkleider scheinen ihre Bestimmung zu kennen, demnächst ans Tageslich gezogen zu werden. Wahrhafte Kunstwerke englischer Stickerei zeigen sich auf den breiten Volants, wenn nicht schmale, mit Spitzen besetzte Tollfaltenvolants, wechselnd mit schmalen Plisséstreifen und gestickten entre-deux den Vorzug erhalten. Ein hoher, 35 Centimeter breiter Volant, mit dreifachen Tollfalten und 8 Cent. breiten Stickereistreifen in den trennenden Zwischenräumen zählt ebenfalls zu den bevorzugten Arrangements.

Unter den Lingerien finden die großen Umschlagkragen immer mehr Anhänger und verdrängen allmälig andere Formen. Doch eingedenk des Goethe'schen Spruches: „Eines schickt sich nicht für Alle" werden wir auch die Stehkragen und Fraisen gelten lassen müssen, da die Vorzüge dieser den Hals zum Theil verhüllenden Kragen nicht zu unterschätzen sind.

Die sehr breitrandigen Hüte mit niedrigem Kopf aus englischem feinen Geflecht sind ebenso beliebt als die hohen Hüte aus grobem Knötchengeflecht. Letztere kennzeichnen durch ihren Namen „Cavalierhut", „Canotière" das Genre, dem die Ausschmückung mit Feldblumen, Vögeln ꝛc. entspricht. Stoffschrägstreifen in der Farbe der Toilette ersetzen die Bänder, deren reiche Gewebe kaum Berücksichtigung finden, seitdem die Fülle der Blumen die Aufmerksamkeit, respective den Platz für sich beansprucht. Schnüre mit Quasten gelten als originelle Hutgarnirung, deren Werth ich zwar nicht ausreichend zu würdigen vermag, über welche ich aber nichtsdestoweniger hiermit pflichtschuldigst berichtet haben möchte.

Veronika von G.

Unsere deutschen Lehrerinnen und ihre Altersversorgung.

Von W. Weyergang.

Die Begründung von Pensionskassen für Lehrerinnen ist vorgeschlagen und in Angriff genommen worden. Ein Feierabendhaus soll gegründet werden, das den arbeitsunfähigen Lehrerinnen ein Daheim bietet; Sammlungen, Concerte u. s. w. sind zu seinem Besten unternommen. Ein Berliner Kaufherr hat sogar zu dem Zweck schon eine umfangreiche Baustelle in Königswusterhausen geschenkt.

Damit wäre ein dankenswerther Anfang gemacht.

Wichtiger aber, als alle solche Feierabendheime, ist die Begründung geeigneter Pensionskassen.

Durch sie würde dem Lehrerinnen- und Erzieherinnenstande am wirksamsten aufgeholfen; und eine allmälige Aufbesserung seiner ganzen Stellung wäre die natürliche Folge.

Wer aber kann hier am wirksamsten helfen?

Die Gesellschaft? der Staat? oder die Lehrerinnen selbst, indem sie das schwierige Problem der Selbsthilfe zu lösen streben?

Die Gesellschaft hat die Nothstände anerkannt. Die Stellung der Erzieherinnen ist nur in seltenen Fällen noch so demüthigend, wie früher; ihr Gehalt ist seit wenigen Jahrzehnten bedeutsam erhöht. Erzieherinnengehalte unter 100 Thlr., Besoldungen für wissenschaftliche öffentliche Lehrerinnen unter 300 Thlr. — wie sie früher an der

Glasgeräthe für den Speisetisch. Von Lobmeyr in Wien.

Tagesordnung waren — dürften schwerlich anders, als vereinzelt noch gefunden werden.

Wenn aber auch die Erzieherinnen bei freier Station durchschnittlich 150 bis 180 Thlr., wissenschaftliche Lehrerinnen an öffentlichen Schulen 350 bis 400 Thlr. beziehen, wie sollen sie vom Zinsgenusse ihrer Ersparnisse, die selbst bei zwanzigjähriger ununterbrochener Thätigkeit 2000 Thlr. nicht überschreiten können, dereinst die bescheidenste Existenz ermöglichen?

Auch im Auslande kann trotz des höheren Gehaltes, bei der gewaltsameren Abnutzung aller Geistes- und Körperkräfte, dies Ziel selten erreicht werden.

Wie kann, wie soll die Gesellschaft da helfen?

Indem Eltern und Gemeinden in ihren öffentlichen und Privatlehrerinnen die Arbeiterinnen ehren, die das edelste Feld der Erde bestellen, denen sie selbst das Beste anvertraut haben, das sie besitzen — „ihre Kinder".

Sie ehren nur sich selbst, indem sie die Lehrerin und Erzieherin ihrer Kinder heben und fördern, indem sie derselben auch in der Fremde eine Heimath gewähren und es ihr ermöglichen, durch bessere Einnahmen ihr Alter vor der Noth zu bewahren, ohne Schmerz und Beschämung an die Vergangenheit zurück-, mit Vertrauen in die Zukunft vorausschauen zu können, und somit frischen, fröhlichen Muthes in der Gegenwart das Beste zu leisten, was sie vermögen, zum Segen „ihrer Schülerinnen".

Nun aber der Staat.

Auch dieser hat unlängst die Uebelstände anerkannt, mit denen die deutschen Lehrerinnen zu kämpfen haben.

Schon 1872 traf das preußische Cultusministerium die Bestimmung, daß die den Bezirksregierungen zur Verfügung gestellten Fonds für Lehrerunterstützungen auch zum Besten der öffentlich angestellten Lehrerinnen verwandt werden dürften.

Auch der Gründung „einer Allgemeinen deutschen Pensionsstiftung für Lehrerinnen und Erzieherinnen" hat der Staat, in der Person seines Cultusministers, wesentliche Förderung angedeihen lassen.

Ihre kaiserliche Hoheit die deutsche Kronprinzessin hat huldvoll das Protectorat derselben übernommen.

Der rheinische Provinzialverein regte zuerst den Gedanken zur Pensionsstiftung an.

Im November verflossenen Jahres fand sich im Hause Ihrer Excellenz der Frau Minister Falk zu Berlin eine auserlesene Gesellschaft zusammen, diese Idee zu verwirklichen und finanziell, juristisch und praktisch fest zu begründen. Männer, wie der Director der preußischen Unterrichtsangelegenheiten Geheime Oberregierungsrath Greiff, die Geheimen Regierungsräthe von Holleben, Wätzoldt und Dr. Schneider, die Bank- und Landesdirectoren von Bennigsen und von Dechend, Finanz- und Fachverständige, wie J. Bleichröder, Prof. Gneist, die Directoren Haarbrücker und Dr. Schornstein, einflußreiche Damen, wie die Herzoginnen von Ratibor und von Ujest, die Gräfin Reventlow, die Vorsteherin des Lettevereins Fr. A. Schepeler-Lette 2c. nahmen treu an der Berathung Theil, und in neunzehn Paragraphen wurden die vorläufigen Statuten der unter dem Protectorate der Kronprinzessin von Preußen stehenden Allgemeinen deutschen Pensionsstiftung für Lehrerinnen und Erzieherinnen ausgearbeitet.

Sei hier ihr Inhalt kurz erwähnt und der kleinen Abänderungen gedacht, die der Stiftung vielleicht zum Nutzen gereichen möchten; erwähnt ihr Schlußparagraph doch selbst, daß Abänderungen des Statuts zulässig seien.

Alle von einer deutschen Behörde, respective mit staatlicher Zulassung angestellten Lehrerinnen, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, sind ohne Rücksicht auf den Ort ihrer Wirksamkeit berechtigt, der Stiftung beizutreten und an ihren Wohlthaten Theil zu nehmen.

Für das erste Vereinsjahr, das vom 1. Januar 1875 rechnet, ist sogar den älteren Erzieherinnen und Lehrerinnen, die das sechzigste Jahr noch nicht zurückgelegt haben, der Beitritt gestattet; hernach ist das fünfzigste Lebensjahr der äußerste Termin zur Aufnahme.

Für die Aufnahme, sowie für den Eintritt in den Pensionsgenuß sind Anfang Januar und Juli zwei Termine bestimmt.

Die im Auslande thätigen Lehrerinnen haben ihre Gesuche sowie Beitrittszahlungen an die Verwaltungscommission ihrer Heimath zu richten.

Zur Aufnahme in die Stiftung sind ein Geburtsschein und ein Prüfungszeugniß oder anderweitiger Nachweis über die Befugniß zur Berufsthätigkeit beizubringen.

Anträge auf Gewährung von Pension können erst nach fünfjähriger Zahlung der Beiträge gestellt werden. Der Nachweis über „die letzte berufliche Thätigkeit und ein amtliches Attest über eingetretene dauernde Dienstunfähigkeit vom dazu befugten Bezirksarzte ausgestellt", sind hierzu erforderlich.

Es wäre im ehrlichen Interesse für das Gedeihen der Stiftung zu wünschen, daß auch ein Attest von der Orts-Obrigkeit gefordert wäre, daß die Petentin den Beruf als Lehrerin factisch nicht mehr ausübt.

Die Berechtigung an die Stiftung, sowie die Verbindlichkeit zur Beitragszahlung, erlöschen bei einer über ein Jahr hinausgehenden Unterlassung dieser Zahlung, bei Verheirathung oder anderem nachweisbaren Ausscheiden aus dem Lehrerinnenstande.

Der Beitrag richtet sich nach der Höhe des Alters zur Zeit des Beitritts, und zwar so, daß, wenn derselbe vor vollendetem zwanzigsten Lebensjahre erfolgt, der Beitrag alljährlich nur 6 Mark beträgt und bis zum vollendeten neununddreißigsten Lebensjahre alljährlich um $1/2$ Mark, von da ab jährlich um eine ganze Mark steigt.

So würde also beispielsweise ein fünfundzwanzigjähriges Mitglied bis zur Pensionsberechtigung alljährlich gleichmäßig $8^1/_2$ Mark, ein fünfundvierzigjähriges jedes Jahr 21 Mark Beitrag zu zahlen haben.

In den ersten Jahren werden sämmtliche Beiträge, Zinsen und sonstige Einnahmen bis zur Gewinnung eines Grundkapitals von 500,000 Mark angesammelt. Hernach werden nach Abzug der Verwaltungskosten die Zinsen halbjährlich gleichmäßig unter die Berechtigten „als Pension" vertheilt, die 750 Mark jährlich nicht übersteigen soll, weshalb etwaiger Ueberschuß zum Kapital geschlagen würde.

Sei hier eine freundliche Bemerkung gestattet! Aus den Zinsen der 500,000 Mark können nur dreiunddreißig Personen unterstützt werden, nach Hinzurechnung aller jährlichen Beiträge vielleicht sechsundsechzig, — eine, in Rücksicht auf die anerkannte Bedürftigkeit der Lehrerinnen — zu geringe Zahl.

Auch dürfte es allen Beitretenden wissenswerther erscheinen, das Minimum, als das Maximum des einst zu erhoffenden Pensionsbetrages zu wissen.

Die Verwaltungskosten dürften, besonders da ein besoldeter Rendant für die geschäftlichen Obliegenheiten der Verwaltung in Aussicht genommen ist, nicht gering sein; daher wäre Portofreiheit — gleich anderen kleineren, aber wesentlichen Erleichterungen der Stiftung — wohl zu gönnen.

Auch ein wohlgemeinter Zusatz zu demselben (6.) Paragraphen dürfte die Verwaltung erschweren: Wenn nämlich die Mittel es gestatten, soll in Krankheitsfällen den Lehrerinnen, die mindestens zehn Jahre der Stiftung angehören, jene außerordentliche Unterstützung gewährt werden können. Für solche Fälle ist eine besondere Stiftung, „eine Unterstützungskasse" am Platze, wie sie z. B. in der Stubbestiftung in Berlin besteht.

Die einheitliche Oberleitung der Stiftung, für welche die Rechte einer juristischen Person nachgesucht werden sollen, wird durch ein Curatorium, das seinen Sitz in Berlin hat, ausgeübt, und aus Männern des Verwaltungs-, Finanz- und Lehrfachs, so wie befähigten und einflußreichen Damen gebildet werden soll. Ein geschäftsführender Central-Verwaltungs-Ausschuß hat für die zinsbare Anlegung und Sicherstellung des Stiftungsvermögens zu sorgen und die Kassenführung zu überwachen.

In jeder preußischen Provinz, resp. jedem nichtpreußischen Staate, wird eine besondere Verwaltungscommission gebildet. Dieser liegt besonders „die Annahme und Prüfung von Gesuchen um Aufnahme und um Pensionsgewährung, eventuell Beantragung derselben beim Curatorium" ob. Abgewiesenen Bewerberinnen bleibt das Recht der Recursergreifung an das Curatorium.

Dies wäre in kurzer übersichtlicher Anordnung der Inhalt des ausführlichen Statuts.

Von Herzen ist demselben Glück zu wünschen und den Männern zu danken, die so treu es mit den deutschen Lehrerinnen gemeint!

Mehr Segen, unabsehbaren Nutzen aber würde die Stiftung schaffen, könnte der Staat gewonnen werden, gleich jetzt derselben einen Vorschuß zu gewähren, wie er es bei ähnlichen Kassen hilfreich gethan! Dann wäre ein Grundkapital bald vorhanden, und mit ganz andern Ziffern hätten wir zu rechnen. Ein anderer noch wesentlicher Gewinn wäre es, wenn an erwähnter Stelle (§ 2) es nicht zu lauten brauchte: „Alle, von einer deutschen Behörde geprüfte .... Lehrerinnen sind „berechtigt", der Stiftung beizutreten, sondern sie sind dazu „verpflichtet".

Ist doch jeder Elementarlehrer verpflichtet, der Lehrerwittwenkasse beizusteuern, der vielleicht nie sich zu verheirathen gedenkt, — jeder Pächter, die Gebäude 2c. seiner Pachtung vor Feuersgefahr 2c. zu versichern u. s. w., — wie viel mehr ist nicht eine junge Lehrerin zu ähnlicher Vorsorge verpflichtet, der beim Beginn ihrer Laufbahn der jährliche Beitrag von 6 Mark nimmer schwer fallen kann, und der in Wahrheit die Sorge, die er ihr und den Ihrigen einst erspart, tausendfach aufwiegt!

Wir kommen zum Dritten, Letzten: zur Selbsthilfe.

Dies schwierige Problem hat kürzlich ein Verein zu lösen versucht. Es ist der seit vorigem Jahre in Dresden begründete Lehrerpensionsverband zu Dresden. Auch alle deutschen Lehrerinnen, Industrie-, Musik- und Sprachlehrerinnen, ja Kindergärtnerinnen, wenn sie das fünfundvierzigste Lebensjahr noch nicht überschritten haben, ein Gesundheitsattest und ein amtlich beglaubigtes Zeugniß über ihre gegenwärtige Lehrthätigkeit beibringen, dürfen gegen eine Aufnahmegebühr von 5 Mark diesem Dresdner Lehrer-Pensionsverbande beitreten.

Derselbe verfolgt keine particularistischen Interessen. Sein Hauptbüreau ist Dresden, Rosenweg 48, aber auch in Berlin hat er seinen Vertreter.

Dr. Amthor, früher Mathematiker der Gothaer Lebensversicherungsbank, jetzt Oberlehrer in Dresden, hat die Berechnungen, auf welche die Zahlungsfähigkeit des Verbandes sich stützt, mit mathematischer Genauigkeit angestellt und dadurch für denselben vom Königlichen Gerichtsamte die Anerkennung als „einer juristischen Persönlichkeit" erlangt.

Ueber Vermögen, Maßangabe und Leistungen wird Controle geübt und mindestens einmal jährlich in einer Generalversammlung öffentliche Rechenschaft abgelegt.

Pensionsberechtigt sind alle Mitglieder, welche dienstunfähig sind oder das fünfundsechzigste Lebensjahr erreicht haben. Tritt Dienstunfähigkeit binnen der ersten vier Jahre der Mitgliedschaft ein, so haben die Betreffenden nur die Hälfte der versicherten Pension zu beanspruchen. Die Dienstunfähigkeit wird vom Directorium, dem Verbandsarzte und dem vom Aufsichtsrath gesandten Delegirten beurtheilt.

Der gerichtliche Weg steht Jedem frei, der sich beeinträchtigt glaubt; auch kann derselbe zuvor an Verwaltungsrath und Generalversammlung appelliren.

Jedes Mitglied kann sich eine jährliche Pension von 100 Mark, 200 Mark 2c. bis zu 2000 Mark erwerben und hat dafür bis Eintritt der Dienstunfähigkeit oder bis zum vollendeten fünfundsechzigsten Lebensjahre, wo ohnehin ihre Pensionsberechtigung eintritt, einen entsprechenden jährlichen Beitrag zu entrichten. Für eine Pension von je 100 Mark würde bei einem Eintrittsalter von

20 Jahren	jährlich	2 Mark	70 Pf.,	monatlich	23 Pf.,
21	=	= 2	= 87	=	= 24	=
22	=	= 3	= 6	=	= 26	=

betragen und so fort, bis in einem Eintrittsalter von vierzig Jahren jährlich 10 Mark 90 Pf. und von fünfundvierzig Jahren 16 Mark 68 Pf. für je 100 Mark jährliche Pensionsberechtigung zu zahlen wären.

Der Reserve- oder Sicherheitsfonds dieses Verbandes erscheint für ähnliche Vereine nachahmenswerth.

Wenn nämlich beim Jahresschluß alle fälligen Pensionen gezahlt sind, wird für jedes Mitglied eine für dasselbe zurückzustellende Reserve berechnet.

Dieselbe beträgt z. B. für die im zwanzigsten Lebensjahre Beitretenden für je 100 Mark dereinstiger Pension — nach einem Jahre 2,6 Mark, nach zehn Jahren 33,5 Mark 2c., nach vierundvierzig Jahren, — wo ja die Auszahlung wegen des erreichten fünfundsechzigten Lebensjahres erfolgen muß, — 656 Mark, und so ist für alle Lebensjahre die Pension mathematisch genau berechnet und gesichert.

Um das Unternehmen aber vollständig zu sichern, sind die Beiträge höher festgesetzt, als erforderlich gewesen wäre. Von diesem Ueberschuß kommen nach fünfjähriger Mitgliedschaft 75 pCt. in Form einer Dividende zur Vertheilung, die eine nicht unbedeutende Verringerung der jährlichen Beiträge ermöglicht.

Auch können aus diesem Reservefonds Unterstützungen in Form eines Darlehns bewilligt, ja, selbst ein Begräbnißgeld von 100, 200 oder 300 Mark kann durch Zahlung eines Extrabeitrages gesichert werden.

So wäre denn auch in diesem Dresdener Lehrerpensionsverbande freundlich genug für die Lehrerinnen mitgesorgt. Möge auch ihm ein fröhliches Gedeihen werden.

Der drei Wege und Möglichkeiten, wie den Lehrerinnen für die Tage der Noth und des Alters wirksam zu helfen, haben wir gedacht.

Wenn die Gesellschaft, der Staat und die Lehrerinnen selbst zum guten Werke sich vereinen, dann ist der beste Erfolg zu hoffen! Gottes Segen aber möge auf allen Bestrebungen ruhen!

Auflösung des Rebus Seite 185.

„Doppelt genäht hält besser."

Correspondenz.

H. B.... v. H. Säure würde nicht nur den sogenannten Weinstein, sondern auch die Zähne selbst angreifen; es ist durchaus erforderlich, einem geschickten Zahnarzt das Fortschaffen des Zahnsteines zu überlassen. — **A. K.** in **Gr.-K.** Soviel uns bekannt, ist die Zeitschrift „Akademie der Wissenschaften" noch vor Ablauf des ersten halben Jahres ihrer Existenz wieder eingegangen. Fragen und Beantwortungen rein gewerblichen Inhaltes finden Aufnahme und Erledigung in den Industrie-Blättern (Berlin, L. Gerschel's Verlag). — **Backfische** in **P.** Gegen die kleinen Störenfriede der Eitelkeit, Pickel 2c. im Gesicht, erweist sich der Gebrauch von Thymolseife, aus Schering's grüner Apotheke, Berlin, Chausseestr. 21, sehr wirksam. — **Abonnentin** in **Elville.** Ihre Frage, auf welche Weise ein festsitzender Glasstöpsel aus einer Flasche zu entfernen ist, ohne Verletzung Beider, kann nur beantwortet werden, wenn man weiß, woraus der Inhalt der Flasche, welcher Stöpsel und Flaschenhals verklebte, besteht. Ist die eingetrocknete Flüssigkeit leicht schmelzbar, so wird ein vorsichtiges Erwärmen der Flasche, resp. des Flaschenhalses helfen; war es eine Salzlösung, so taucht man die Flasche verkehrt in Wasser und läßt den Flaschenhals so lange darin, bis das Wasser durch Haarröhrchenkraft in den Zwischenraum stieg und das Salz löste. — **V.** in **P.** Gewiß, Kopfschinnen bereiten den Haarausfall vor; besser als Schwefelpommade ist dagegen Schwefelseife anzuwenden, noch besser die von uns öfter empfohlene Thymolseife, welche Sie aus der grünen Apotheke, Berlin, Chausseestraße 21, beziehen können. — Die Milben, welche den Kanarienvogel peinigen, sind dadurch zu entfernen, daß, nach gehöriger Reinigung des Bauers, der Kanarienvogel mit verdünntem Glycerin (1 Theil Glycerin, 20 Theile Wasser) möglichst unterhalb der Federn direct auf der Haut bestrichen, und an den Stellen, wo er mit dem Schnabel nicht hingelangen kann, mit Insectenpulver bestreut wird. Der Vogel muß außerdem oft und in reichlicher Menge Badewasser erhalten. Näheres über Zucht, Pflege und Krankheiten des Kanarienvogels können Sie in der Broschüre „Der Kanarienvogel", von Dr. C. Ruß, welche als Separatabdruck aus des gen. Verf. Handbuch für Vogelliebhaber 2c. im Verlage von C. Rümpler in Hannover erschienen ist, nachschlagen. — **Laura** in **A.** Warum Ihre Nase gerade die „Farben des Regenbogens" zu ihrem Ausgehekleid erwählt, ist uns unerfindlich, ebenso müssen wir bedauern, Ihnen keinen Rath ertheilen zu können, wie besagte Nase von diesem Mangel an Geschmack abzubringen wäre. — **G. B. F.** 1. Auch bei den besten Ventilationsvorrichtungen wird es nicht gelingen, in Arbeitsräumen entwickelten, schädlichen Staub ganz von den Lungen fern zu halten. 2. Welches Material auch den Staub veranlaßt (Roßhaare, Tabak, Metall 2c.), stets wird er früher oder später zu Krankheiten führen. 3. Das beste Schutzmittel, welches Sie Ihren Arbeitern bieten können, ist die Anwendung eines Respirators, welcher die Luft filtrirt, bevor sie in die Lunge gelangt. Das geeignetste Filtrirmaterial für staubhaltige Luft ist Watte, und für den angegebenen Zweck der Watterespirator von Dr. Wolff in Frankenstein das wohlfeilste, einfachste und zweckmäßigste Instrument. Dasselbe ist durch Apotheker Winter in Frankenstein (Pr. Schlesien) zu beziehen und kostet mit Gebrauchsanweisung 1 Mark. — **Antonie W.** In dem sogen. Lilieöl, gewonnen durch Uebergießen weißer Lilienblätter mit feinem Oel und Stehenlassen, sah man früher ein besonderes kosmetisches und Heilmittel. Später erkannte man, daß Provenceröl durch die Lilienblätter nicht im mindesten fur die angegebenen Zwecke an Wirksamkeit gewinne. Bei Sommersprossen ist das Lilieöl ohne jegliche Wirkung. — **E. N.** in **A.** Lampenglocken von mattem Milchglas sind durch Wasser, Seife und Bürste zu reinigen; hartnäckige Flecken eventuell mit Benzin abzureiben. — **de G.** 1. Von Natur krause Haare lassen sich nicht durch kosmetische Mittel schlicht machen. 2. Allabendliches Bestreichen des Gesichtes mit einer Lösung von 1 Theil Borax in 20 Theilen Wasser. — **F. A. G.** Lassen Sie sich in der Apotheke eine der Hautfarbe entsprechende weiße Schminke (aus Zinkweiß, Carmin, Ocker und etwas Benzoëtinctur) bereiten. — **B. G. v. Eh.** in **P.** 1. Die verlangten Anilinfarben erhalten Sie in jeder Droguenhandlung; für den vorliegenden Zweck bestreichen Sie die vorher gewaschenen Federn mit der spirituösen Lösung der betreffenden Farbe. 2. Seidensammet wird in W. Spindler's Färberei, Berlin, Wallstraße, aufgefärbt. — **E. B.** in **S.** Gedruckte Anleitung zum Unterricht in Laubsäge-Arbeiten sowie Vorlegeblätter jeglicher Art, für diesen Zweck bestimmt, erhalten Sie in der Mal- und Zeichnen-Materialien-Handlung von Julius Dallach, Berlin, Markgrafenstraße 60. — Fr. **Gr. W. S.** in **S.** — **A. A. S.** in **N.** — **E. v. N.** — **Abonnent** in **Ulm.** — **M. W.** in **Wien.** Rigaud's Teinture japonaise au Kananga ist, wenn wir nicht irren, ein parfümirtes Haarfärbemittel, dessen haarfärbender Bestandtheil aus Höllenstein (Silbersalpeter) besteht. — Barthol's Krinochrom. — **Nora** in **Karlsruhe.** Das unter den Annoncen des Bazar angekündigte Haarfärbemittel Krinochrom ist — wir wiederholen es zum 7ten Male — unschädlich, wirksam und empfehlenswerth. — **Ein Freund des Bazar.** Um Rostflecken aus weißer Wäsche zu entfernen, betupft man sie zuerst mit einer Mischung aus 1 Theil Salzsäure und 5 Theilen Wassers. Hierauf werden die Flecke mit Schwefelammonium (aus der Apotheke) betupft, wodurch sie zunächst dunkelgrün erscheinen, nach abermaligem Betupfen mit der Salzsäure verschwinden sie ganz, und spült man das Zeug schließlich gut aus. — **L. N.** in **B.** — **Abonnentin aus der Schweiz.** Ein Mittel gegen das Transpiriren der Hände finden Sie angegeben Bazar 1875, Seite 118, unter Chiffre K. — **A. v. B.** in **F.** Fettflecke lassen sich aus Seidenzeugen, ohne daß die Farbe leidet, durch Benzinwäsche (chemische Reinigung) entfernen. Will man einzelne Fettflecken beseitigen und die Ränder vermeiden, so feuchtet man vorher in einiger Entfernung um den Fettfleck rings herum das Zeug mit Wasser leicht an und verstreicht beim Ausbringen der Flecke mit Benzin 2c. das Fleckmittel bis in den feuchten Ring hinein. — Fräulein **M. B.** in **St. T.** Ein Recept zu einer vortrefflichen Eau de Cologne lautet: Weinspiritus von 85 Procent 260 Theile, Neroliöl 2 Theile, Rosmarin 1 Th., gepreßtes (möglichst frisches) Orangenschalenöl $2^1/_2$ Th., Bergamottöl 1 Th. Eine zweite Qualität besteht aus gereinigtem Kornspiritus 360 Th., Petitgrainöl 1 Th., Neroliöl $^1/_4$ Th., Rosmarinöl 1 Th., Orangeschalenöl, Limonöl, Bergamottöl von jedem 2 Th. — **H. G.** in **Vorpommern.** Flecke von Höllenstein (Silbersalpeter) in Leinenzeug schafft man am besten auf folgende Weise fort: Man betupft die Flecke mit einer frisch bereiteten sehr verdünnten Mischung von aufgelöstem übermangansaurem Kali und Salzsäure und wäscht dann mit einer Auflösung von unterschwefligsaurem Natron (Antichlor) nach.

Anfragen. 17. Muß man beim Bemalen von Seide die Aquarellfarben mit Deckweiß mischen und ist das Ueberziehen der Malerei mit einem Lack nöthig, um das Abspringen der Farben zu verhindern?

18. Ist es nöthig, daß man Arabeskenmalerei auf Terra-cotta mit Oelfarben ausführt oder genügen Aquarellfarben? **Lotte in Dresden.**

19. Wie kann man farbige Reste von Seidenband 2c. auf eine andere Weise verwerthen, als zu Decken (wie Seite 376 v. J. beschrieben)?

E. W. in Nst.

20. Verdienen Petroleum-Kochapparate mit Rundbrennern den Vorzug vor denen mit Flachbrennern, und wenn das der Fall, aus welchen Gründen?

Eine langjährige Abonnentin.

Verlag der Bazar-Actien-Gesellschaft (Director A. Hofmann) in Berlin SW., Enke-Platz Nr. 4. Redacteur: Karl August Heigel in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Papier von der Berliner Actien-Gesellschaft für Papierfabrikation.